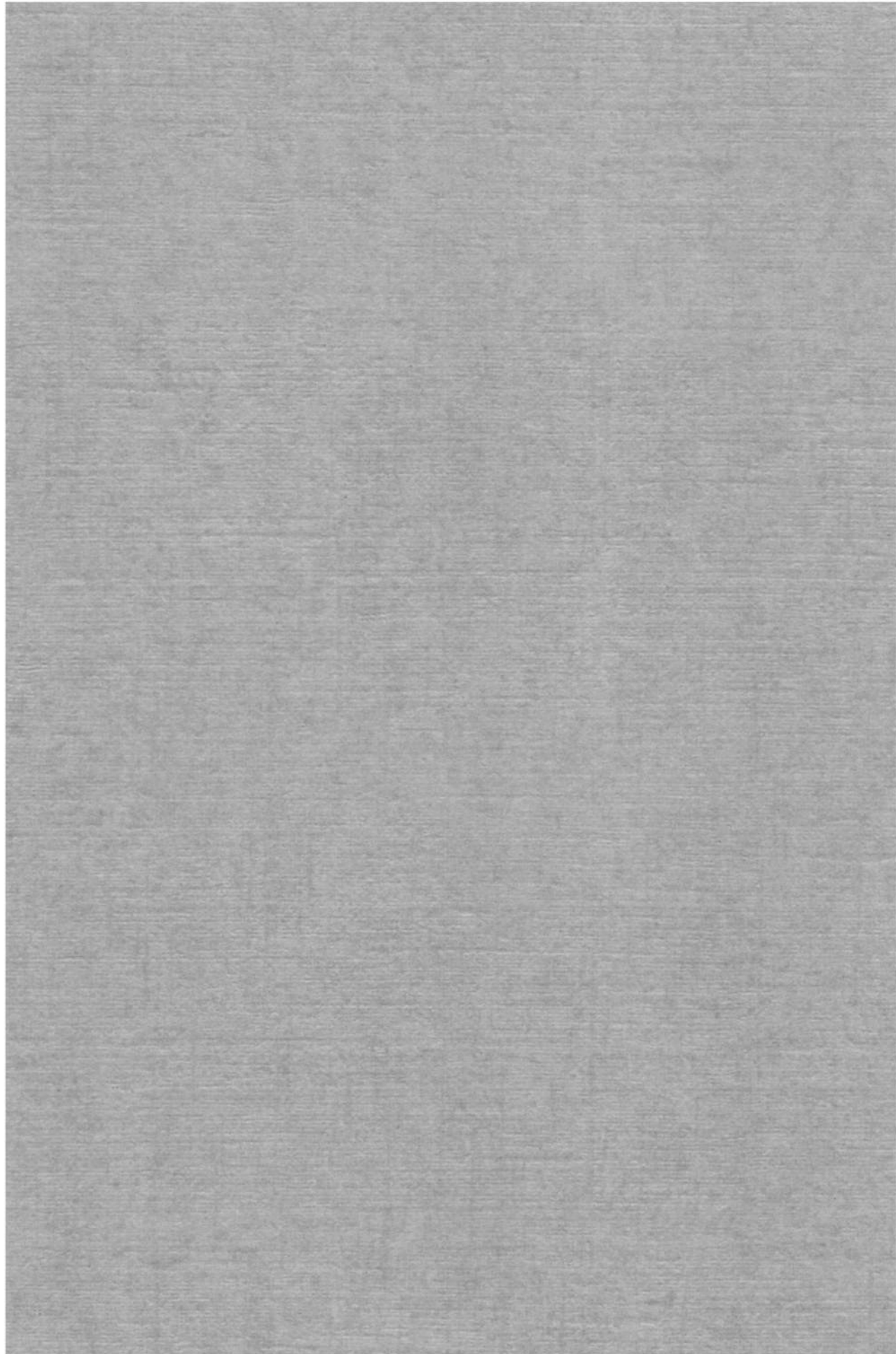


SAARBRÜCKER HEFTE

HEFT 33 SAARBRÜCKEN 1971



Die vorliegende Ausgabe erscheint mit Unterstützung der Saarländischen Sparkassen und der Landesbank und Girozentrale Saar

Die SAARBRÜCKER HEFTE erscheinen halbjährlich / Schriftleiter: Dipl.-Ing. Dieter Heinz, Saarbrücken 1, Spichererbergstraße 73 / Herausgeber: Kulturamt der Stadt Saarbrücken / Nachdruck ohne vorherige Zustimmung der Schriftleitung nicht gestattet; alle Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten; für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht. Preis des Einzelheftes: 3,— DM / Abonnementspreis: 2,50 DM. Abonnements werden entgegengenommen vom Minerva-Verlag, 66 Saarbrücken 3, Futterstraße 25, Tel. 3 59 64, und vom Kulturamt der Stadt Saarbrücken, 66 Saarbrücken 3, Großherzog-Friedrich-Straße 6, Tel. 3 00 14 02 / Führen in Lesezirkeln nur mit Genehmigung / Druck: Buchdruckerei und Verlag Karl Funk, Saarbrücken.

SAARBRÜCKER HEFTE

HERAUSGEGEBEN VOM
KULTURAMT
DER STADT SAARBRÜCKEN

HEFT 33 1971



MINERVA-VERLAG SAARBRÜCKEN

INHALTSVERZEICHNIS

5	RUDOLF SAAM Beiträge zur Geschichte von Bischmisheim
13	HANS TRAUTES Erinnerungen an Saarbrücken während des Zweiten Weltkrieges (1939—1945)
32	HERMANN PIES Mittelstädt gegen Feuerbach Altes und Neues zur Kaspar-Hauser-Frage

MITARBEITER:

RUDOLF SAAM, Oberstudienrat, 6602 Dudweiler, Richard-Wagner-Straße 7z

HANS TRAUTES, 6634 Wallerfangen/Saar, Eichenbornweg 41

Prof. Dr. HERMANN PIES, 66 Saarbrücken 1, Bozener Straße 15

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE VON BISCHMISHEIM ¹⁾

1) Die Ereignisse während des 2. Weltkrieges

Abb. 1—3 In das neu errichtete Barackenlager am Bischmisheimer Sportplatz wurde 1937 die RAD-Abteilung 4/322 unter Oberstfeldmeister Breuler vom Scheidterberg verlegt, um beim Wegebau und bei Kulturarbeiten im Wald sowie Meliorationen in den Tälern eingesetzt zu werden ²⁾. Am 9. Oktober 1938 verkündete Hitler in einer außerordentlich aggressiven Rede in Saarbrücken die Einbeziehung des Saarbrücker und Aachener Raumes in die im Ausbau befindliche Befestigungslinie des Westwalls. Schon während der Sudetenkrise war auf dem Bischmisheimer Bann mit ersten Arbeiten begonnen worden, wobei zunächst der Pionierstab 17 die Arbeiten an verschiedenen Firmen vergeben hatte. Bis Ende August 1939 wurden auf der Bischmisheimer Gemarkung über 100 Bunker und eine Panzerhöckerlinie mit einer Gesamtlänge von rund 4,5 km erbaut ³⁾.

Am 1. September 1939, einem Freitag, befahl Hitler den Einmarsch deutscher Truppen in Polen, am gleichen Tag erfolgte in Frankreich die Generalmobilmachung, und an diesem Tag begann im Saarland die Evakuierung der „Roten Zone“: Die Dörfer zwischen der Grenze und dem Westwall mußten bis Sonntag abend 18.00 Uhr, also innerhalb von 3 Tagen, geräumt sein.

Noch im Laufe des 1. September wurden die Bischmisheimer Frauen mit Kleinkindern sowie die Alten und Kranken von „Matze“ aus mit Autobussen nach Neunkirchen und Ottweiler, ein kleinerer Teil nach Glanmünchweiler gefahren. Dort standen Sonderzüge der Reichsbahn zum Transport in die Aufnahmegebiete bereit. Die Bewohner von Bischmisheim waren in bzw. auf die Umgebung der Städte Erfurt ⁴⁾, Weimar, Schmalkalden (Broderode), Sömmerda, Weißensee, Dessau, Eisfeld, Hildburghausen, Querfurt, Ohrdruf und Fritzlar (Löhne) verteilt.

Die Bischmisheimer Männer und Jugendlichen marschierten am 1. September nachmittags mit geringem Gepäck durch das Grumbachtal über Sengscheid-St. Ingbert nach Rohrbach; der Marsch durch das Grumbachtal wurde für alle Teilnehmer durch ein plötzlich einsetzendes entsetzliches Gewitter zu einer unvergeßlichen Strapaze, da die Wege im Grumbachtal zu jener Zeit noch unbefestigte Feldwege waren und es weit und breit keine Unterstellmöglichkeit gab. Der Fußmarsch mußte am nächsten Tag von einem Teil noch bis Waldmohr fortgesetzt werden; dort gab es vor dem Weitertransport mit der Bahn aus Feldküchen die erste warme Verpflegung. Die Bischmisheimer Bauern bildeten mit den Bauern von Güdingen einen Treck: Mit den Fahrzeugen und dem Großvieh fuhr man über St. Ingbert nach Rockenhausen, von dort treckte man über Darmstadt weiter in die Gegend von Bad Nauheim (Sprendlingen), wo die meisten Bauern Vieh und Fahrzeuge verkauften und sich zu ihren Familien nach Thüringen und Kurhessen begaben.

Das in Bischmisheim zurückgelassene Vieh, wie Schweine, Hühner und anderes Kleinvieh, wurde noch in den ersten Tagen von Sonderkommandos

der Wehrmacht geschlachtet. Die RAD-Abteilung 4/322 wurde in diesen ersten Septembertagen in eine Heeres-Baukompanie umgewandelt und nach Jägersburg verlegt.

Wenige Tage nach der Räumung fand über Bischmisheim zwischen einem französischen Jagdflieger und einer deutschen Me 109 ein Luftkampf statt, in dem der Franzose Sieger blieb; das deutsche Flugzeug stürzte im Flurbereich „In der Hamm“ ab⁶⁾. Am Samstag, dem 9. September 1939, besetzten französische Truppen den Birnberg und führten Stoßtruppunternehmen nach Fechingen durch. Bischmisheim wurde jedoch von diesen Vorstößen nicht berührt. Die Bischmisheimer Höhe war in den ersten Septembertagen von Teilen eines Infanterie-Regimentes (138 ?) besetzt worden; mehrmals fand in den folgenden Wochen ein Feldgottesdienst für die Truppe in der Schinkelkirche statt.

Nach dem Frankreichfeldzug 1940 kamen die Bischmisheimer im Laufe der Monate Juli und August wieder zurück. In der Turnhalle wurde ein kleines Gefangenenerlager für französische Kriegsgefangene, die bei Bauern arbeiteten, eingerichtet. Als Bewachung war 1 Unteroffizier mit 2 Mann im Ort. Die Wachmannschaft aß wechselweise bei den Bauern, denen Kriegsgefangene zur Arbeit zugeteilt waren.

Mit dem Beginn der alliierten Bombenangriffe im Sommer 1942 wurden die dem Dorf nahe gelegenen Bunker als Schutzbunker bei Fliegerangriffen für die Bevölkerung freigegeben; für die betreffenden Bunker wurden Bunkerwarte, meist Frauen, bestimmt, die für Sauberkeit und Ordnung verantwortlich waren.

Im Sommer 1944 fielen zahlreiche Sprengbomben auf die zwischen dem Bahnhof Bischmisheim (heute Schafbrücke) und der Fabrik Dingler & Karcher liegenden Felder des unteren Eschbergs. Ob diese Sprengbomben die Bahnlinie oder das Werk zerstören sollten, ist unklar. Schäden entstanden bei diesem Angriff nicht; erst Ende 1944 wurde durch Sprengbomben und eine Luftmine die Bahnlinie auf der Schafbrücke zerstört.

Nach dem Durchbruch der Amerikaner in der Normandie bei Avranches und der Befreiung Frankreichs kam Ende November / Anfang Dezember 1944 die Westfront zunächst an Saar und Rhein zum Stehen. Eine organisierte Evakuierung wie in den ersten Septembertagen 1939 war nicht mehr möglich, da das deutsche Verkehrsnetz zu einem erheblichen Teil zerstört war und es darüberhinaus kaum noch geeignete Aufnahmeräume für die Bevölkerung der vom Krieg heimgesuchten Gebiete gab. Ein Teil der Bischmisheimer begab sich auf eigene Faust in die Pfalz, den Hunsrück und nach Rheinhessen, ein anderer Teil gelangte durch die Verbindung der Firma BBC, in der viele Bischmisheimer arbeiteten, nach Vöcklabruck, wo damals ein Zweigwerk von BBC errichtet wurde, ein weiterer Teil wurde doch noch mehr oder weniger geschlossen nach Mittelfranken in die Nähe von Nürnberg (Anwanden) evakuiert. Einzelne Bischmisheimer, so Ferdinand, Sofie und Frieda Hamann, Erna Schwindt mit ihren Töchtern Edith und Emmi, Magdalene Jülch, Hedwig Schuler, der Bäcker Hoffmann von der Witz, der Bauer Alfred Schwindt mit Frau und Schwiegermutter, Luise Feß und Philipp Schmeer, verblieben neben einer Volkssturmeinheit von etwa 20 Mann, die vom Lehrer Lehmann geführt wurde, im Ort. Da die Bunker auf der Bischmisheimer Höhe zum großen Teil wieder von deutschen Truppen be-

setzt worden waren, lag Bischmisheim wiederholt unter Artilleriefeuer. Bei einer Beschießung des Ortes am 25. Februar 1945 wurde Jette Barthel schwer verletzt.

Bis Anfang März 1945 verlief die deutsche HKL südlich und südwestlich von Fechingen; längere Zeit lag an der Heringsmühle eine Einheit der Panzerbrigade „Götz von Berlichingen“. Die bei Fechingen eingesetzten deutschen Truppen wurden am 6. März noch einmal verstärkt. Dadurch gelang es am Montag, dem 12. März, bei einem deutschen Gegenangriff, der vormittags um 8.30 Uhr begann, die vorübergehend verlorengegangene HKL wieder zurückzugewinnen⁶⁾. Ihre warme Verpflegung erhielten die Soldaten in und um Fechingen aus der Feldküche, die in der Hauptstraße in Bischmisheim am Haus des Bauern Tausend stand.

Mit schweren Bombenangriffen auf Homburg und Neunkirchen am 14. und 15. März begann der amerikanische Großangriff an der Saarfront. Noch am 15. März mußte wegen des amerikanischen Vorstoßes aus dem Raum südlich von Fechingen nach NO der deutsche Hauptverbandsplatz von St. Ingbert nach Spiesen zurückverlegt werden⁷⁾. An diesem 15. März, donnerstags, ist in Bischmisheim durch einen Bombentreffer auf das Wohnhaus ihrer Eltern Luise Feß umgekommen; die schwerverletzte 12jährige Emmi Schwindt verstarb am 24. April 1945 im Krankenhaus zu St. Wendel.

Am 16. März, freitags, drangen amerikanische Soldaten in Ensheim ein, wurden aber alsbald von den zurückgenommenen deutschen Truppen — es handelte sich um Teile der 1. und 2. Kompanie des Grenadier-Regimentes 104 unter Führung der Leutnante Pietgass (aus Erfurt) und Hermann-Josef Lottner⁸⁾ — aus den Bunkern am Hang des Tiefeltstales bzw. am Rand des Hochwaldes unter Beschuß genommen. Mit schwerer Artillerie beschossen die Amerikaner darauf die deutschen Stellungen und auch das Dorf Bischmisheim. Bis in die Nacht hinein dauerte das mörderische Artilleriefeuer an, das am Samstag, dem 17. März, in der Frühe wieder aufgenommen wurde. Bei diesen Feuerüberfällen sind durch Granatsplitter eine Ukrainerin in der Nähe der Metzgerei Schmeer sowie an „Schütze Eck“ der Bischmisheimer Philipp Schmeer umgekommen⁹⁾. Durch den schweren Beschuß und einen anschließend durchgeführten Infanterieangriff mit Flammenwerferunterstützung ist der größte Teil der deutschen Truppen im Hochwald bzw. in den Bunkern gefallen. Die überlebenden Soldaten setzten sich in der Nacht zum Sonntag, dem 18. März, in Richtung Rohrbach ab, zumal die Lage für die Deutschen an der gesamten Saarfront durch den amerikanischen Vorstoß über die untere Mosel bis nach Kreuznach mittlerweile unhaltbar geworden war. Darauf trat am Sonntag in und um Bischmisheim Ruhe ein. Am nächsten Tag, Montag, den 19. März, kamen gegen 14.00 Uhr die ersten amerikanischen Soldaten durch das Wieschbachtal nach Bischmisheim und besetzten das Dorf. Die im Dorf verbliebenen Bischmisheimer wurden unter Bewachung aus ihren Häusern geholt, an Hahne Eck gesammelt und nach Fechingen abgeführt. Dort wurden sie mit anderen Zivilgefangenen im Haus des Bauern Franz an der Hauptstraße eingesperrt, nach ihrer Registrierung am nächsten Tag aber wieder entlassen.

Im Verlauf der Kämpfe um die Bischmisheimer Höhe wurden in Bischmisheim 68 Häuser zerstört bzw. in Brand geschossen; zahlreiche Häuser brannten noch sonntags, Schwelbrände gab es bis donnerstags. Von auswärts kam

als erster Bischmisheimer Heinrich Diener, der in Saarbrücken als Luftschutzpolizist eingesetzt und bei der Besetzung der Stadt entlassen worden war, am 21. März wieder ins Dorf zurück.

Auf der Schafbrücke lag im Herbst 1944 als letzte deutsche Truppe die Flakabteilung 9; Ende November / Anfang Dezember wurde sie abgezogen, und so gab es auf der Schafbrücke als allerletztes Aufgebot nur noch die Volksturmmeinheit, die dem damaligen Neuscheidter Rektor Fritz Hähnel unterstellt war. Die Wachstube dieser Einheit war an der Kaiserstraße im Haus Feibel; ein Teil der Waffen, die Panzerfäuste, waren im Hof des Hauses Krause gelagert. Unmittelbar an der Brücke über den Scheidterbach war die letzte der sieben zwischen Saarbrücken und Schafbrücke angelegten Panzersperren. Trotz der näherrückenden Front blieben auch auf der Schafbrücke einige Bewohner im Ort, u. a. Pastor Schwinden, Maria Junkersdorff, Ilse Jungfleisch, Willi Risser, Herr Ries, Anni Welsch, Dachdecker Peter Engel und seine Frau, Fräulein Weingart und Franz Quinten. Bei einem amerikanischen Artilleriebeschuß ist der Onkel von Franz Feld am Eingang eines Bunkers im Kolbenholz durch eine Granate getötet worden. Bei Tieffliegerangriffen beschossen die Amerikaner vor allem Häuser, deren Schornsteine rauchten, die also noch bewohnt waren. Dabei ist die Schwiegermutter des Bäckers Matthias Schiffmann umgekommen. Dienstags, am 20. März, rückten nachmittags etwa um 15.00 Uhr die ersten amerikanischen Soldaten in den Ortsteil Schafbrücke ein. Wie in Bischmisheim wurden alle deutschen Zivilisten aus den Häusern geholt und nach Fechingen abgeführt; nach ihrer Registrierung konnten sie am nächsten Tag wieder auf die Schafbrücke zurückkehren. Allerdings wurde ihre Lage durch die freigewordenen Fremdarbeiter und ehemaligen Kriegsgefangenen erneut recht bedrohlich, für die das Barackenlager der Ukrainerinnen und Französinen am Kolbenholz ein beliebter Treffpunkt wurde¹⁰). Pastor Schwinden, der die Plünderungen und Ausschreitungen zu verhindern suchte, war mehrfach in Lebensgefahr. In Bischmisheim wurde von den Amerikanern Ende März die Beseitigung des Trümmerschutts von den Straßen angeordnet und der Schreiner August Müller für die Durchführung dieser Anordnung verantwortlich gemacht. Am Karfreitag, dem 30. März, mußten sich alle anwesenden Ortsbewohner an Matze versammeln; dort wurde ihnen von den Amerikanern eröffnet, daß alle Waffen und Schmuckgegenstände unverzüglich abzuliefern und die Häuser der Friedrich-Ebert-Straße für eine amerikanische Pioniereinheit freizumachen seien. Wenig später mußte auch die ehemalige Kinderschule an der Brebacher Straße geräumt werden.

Am Karfreitag, dem 30. März 1945, machte sich am frühen Nachmittag Pastor Schwinden mit den Herren Ries und Risser von der Schafbrücke auf den Weg in den Bischmisheimer Hochwald, um das Kampfgelände nach gefallen deutschen Soldaten abzusuchen. Bei dieser ersten Suchaktion wurden 12 tote Deutsche gefunden. Darauf stellte man einen Beerdigungstrupp zusammen, der die Gefallenen in einem Massengrab, einem großen Bombenrichter, gemeinsam beisetzte. Bei weiteren Suchaktionen wurde das Ausmaß der Katastrophe vom 16./17. März für die deutschen Einheiten, die die Bunker und die Waldstellung besetzt hatten, erst offenbar, denn man fand insgesamt 76 z. T. stark verweste Leichen, die Anfang und Mitte April 1945 begraben wurden. Da wegen der fortgeschrittenen Verwesung die Identifizierung nur z. T. gelungen war, wurde am 31. Januar 1946 mit der Öffnung

der Massengräber begonnen, und 56 Soldaten wurden nach genauer Untersuchung der Leichen im Hinblick auf Größe, Knochenbau und Haarfarbe durch Dr. Pennekamp von der Schafbrücke auf einer Lichtung des Triebenberges in Reihengräbern neu beigesetzt; von diesen 56 konnten im Laufe der Zeit durch die Erkennungsmarken sowie durch persönliche Besitzgegenstände bzw. durch körperliche Merkmale 42 identifiziert werden. Um die Bestattung und Identifizierung in jener turbulenten Zeit haben sich besonders Pastor Schwinden, Dr. Pennekamp, Fräulein Maria Walle von Bischmisheim und der Ensheimer Totengräber Breit bemüht und verdient gemacht. Pastor Schwinden hat die z. T. schon stark verwitterten Nachlässe, wie Fotos, Briefe, Notizbücher u. ä., gesammelt, er notierte sich die geringsten Anhaltspunkte, sichtete die aufgefundenen Gegenstände und mühte sich in zeitraubender Arbeit um die Ermittlung der Heimatanschriften. Die offizielle Einweihung des Soldatenfriedhofs auf dem Triebenberg fand dann am Karfreitag 1946 unter Mitwirkung des Cäcilienchores Ensheim und des Chores der Halberger Hütte statt, wobei Pastor Schwinden die mit Buchsbaumzweigen geschmückten Gräber segnete ¹¹⁾).

Vom 1. September 1939 bis zum Kriegsende im Mai 1945 sind 115 Bischmisheimer als Soldaten in deutschen Wehrmachtseinheiten gefallen bzw. wurden als vermißt gemeldet.

Bei einem Einsatz der TN in Saarbrücken sind am 28. Februar 1945 an der Paul-Marien-Brücke die Bischmisheimer August Wagner, Heinrich Eberhard und Wilhelm Deutsch umgekommen. In Saarbrücken ist bei einem Bombenangriff Lilli Altpeter getötet worden.

Nach dem Ende der Kampfhandlungen wurde Alfred Schwindt am 3. Mai 1945 von Fremdarbeitern erschossen. Am 27. Mai 1945, unmittelbar nach der Rückkehr aus der 2. Evakuierung, sind in einem Panzerkuppelbunker auf der Flur 19, in dem scharfe Handgranaten gelagert waren, die Kinder Armin Siegel (6 Jahre), die jüngere Schwester Ingrid Siegel (5 Jahre) und Rudi Hermann (5 Jahre) umgekommen. Heinrich Müller ist am 1. April 1946 in der Nähe der Talmühle auf eine Mine getreten und an den Verletzungen am gleichen Tag gestorben. Am 16. Mai 1946 wurde Albert Munsch bei einer Explosion in einem Bunker schwer verletzt und verstarb am 21. Mai 1946.

Die Beseitigung der gefährlichen Minenfelder auf dem Bischmisheimer Bann erfolgte 1946 durch deutsche Kriegsgefangene, die französischen Pionieren unterstellt waren. Dabei gab es ebenfalls noch Verluste.

Nach der Eingliederung des Saarlandes in die Bundesrepublik Deutschland und der Neuwahl der Gemeinderäte wurde in Bischmisheim für alle Opfer der beiden Weltkriege der Bau eines Ehrenmals auf der Höhe des Steinackers beschlossen. Im August 1957 wurden die notwendigen Pläne von dem Bischmisheimer Architekt Georg Büch angefertigt, die schon im September an das Landratsamt Saarbrücken als Kreisbaupolizeibehörde weitergeleitet werden konnten. Mit der Errichtung des Ehrenmals, einer einfachen Rechtecksäule mit der Aufschrift: Den Opfern der beiden Weltkriege 1914—1918 und 1939—1945, begann man im Juli 1958. Die vor dem Ehrenmal liegende Rasenfläche wurde mit einer Rotbuche, einer Trauerweide und zwei Trauerbirken bepflanzt, im nördlichen Teil der Anlage wurden Sitzbänke aufgestellt. Die Finanzierung der ganzen Anlage ist zum größten Teil durch frei-

willige Spenden möglich gewesen. Die Einweihung des Ehrenmals erfolgte am Volkstrauertag 1958; die Festansprache hielt der damalige Landrat des Landkreises Saarbrücken Karl Barth.

Von der Höhe des Steinackers, besonders von der Plattform des neuen Wasserturms (365,27 m) hat man bei klarem Wetter nicht nur einen schönen, sondern auch außerordentlich aufschlußreichen Ausblick, denn man erkennt, daß die Bischmisheimer Höhe die Grenze zweier Naturlandschaften ist: Während im N und NW die recht stark zertalte Waldlandschaft des Buntsandsteins und des Karbonsattels beginnt, erstreckt sich nach S und SO die flachwellige, z. T. muldenartige Bliesgaulandschaft des Muschelkalks, die bis auf die Höhen des oberen Muschelkalks waldfrei und damit Altsiedelland ist. Damit ist die Grenze der Naturlandschaften auch eine wichtige kulturgeographische Siedlungsgrenze. Der „Blick ins Land“ ist ferner in morphologischer Hinsicht sehr instruktiv: Die Täler sind hier im wesentlichen ein Ergebnis der pleistozänen Erosion und damit relativ jung. Die Gemarkung liegt auf dem Stufentrauf des oberen Buntsandsteins, des Voltziensandsteins. Diese Schichtstufe bildet, von Homburg und St. Ingbert kommend, den ersten Steilabfall des Bliesgaues. Die Bachläufe haben sich tief in das Gelände eingeschnitten, so daß die Gemarkung erhebliche Höhenunterschiede aufweist. Während die meist steilen Hänge des Buntsandsteins vor allem in den Taleinschnitten des Grumbachs und des Wiesch-, Woog- und Tiefeltsbaches fast ganz bewaldet sind, dehnen sich auf den fruchtbaren Böden des Muschelkalks Wiesen und Äcker. In den Buntsandsteintälern liegen zahlreiche Quellhorizonte. Das Anstehen des mittleren und oberen Muschelkalks — der letztere ist durch die Kalksteingruben im 18. und 19. Jahrhundert bis auf geringe Reste abgegraben — erklärt sich durch den in SW-NO-Richtung verlaufenden 500 — 600 m breiten sogenannten Bischmisheimer Graben, in dem diese Formationen um rund 50 m gegen den Buntsandstein verworfen sind. Die Entstehung dieses Grabenbruchs hängt wahrscheinlich mit der Alpenaufaltung im Tertiär zusammen.

2) Die Mühlen auf Bischmisheimer Bann

Über die älteste Mühle, die auf dem Bischmisheimer Bann gestanden hat, besitzen wir leider keine Nachrichten, sondern können nur aus dem Flurnamen „Hinter der Altmühl“ auf ihre Existenz schließen. Die Tatsache, daß sich keine mündlichen und schriftlichen Überlieferungen erhalten haben, weist deutlich darauf hin, daß sie schon in früher Zeit eingegangen sein muß. Sowohl über die Zeit der Erbauung dieser „Altmühl“ als auch die ihrer Stilllegung läßt sich nichts sagen, als daß auf einer Skizze im Staatsarchiv Koblenz aus dem Jahre 1685 ein Kreis eingezeichnet ist mit dem Zusatz: „der alte Mühlborn“.

Die erste nachweisbare Mühle am Ausgang des Grumbachtales ist wohl vor 1600 gebaut worden; es handelte sich um eine Sägemühle, deren Besitzer Georg Zopf hieß. Über diese Mühle erfahren wir unter dem Datum des 26. September 1631 folgendes ¹²⁾:

„Jost Zimmermann von Bißmesheim bekennt, demnach Ihme von Obrigkeit wegen die jenige Seegmühl uff Krumbacher Weyher Bißmisheimer Banns zugelassen worden, welche hiebevorf Georg Zopf vff Nassau Saarbr. Graveschaft grund und boden mit gnediger Erlaubnis zwar erbawet aber nach seinem Absterben teils wieder zerfallen und

auch sonst mit Schulden beschwerd, nemlich mit 100 gülden bazen, so weiland Hans Teutschmanns Wittib und erben zu St. Johann noch darauf stehen haben, als habe Jost solche 100 gulden bazen Schuld vff sich genomen. Die Witwe zahlt noch weitere 10 Gulden zur Auferbauung der Mühle.“

Diese Mühle war spätestens 1621 oder 1622 wieder eingegangen, denn aus dem Jahre 1623 liegt der Entwurf eines Erblehnvertrages zwischen dem Grafen Ludwig von Saarbrücken und dem Georg Müller aus Meßkirch vor, demzufolge es dem Georg Müller gestattet sein soll, am Grumbacher Weiher eine Säge-, Bohr- und Waldmühle zu errichten und „sich desselben wasserfalls zu gebrauchen“. Wohl durch die unsere Heimat berührenden Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges ist es doch nicht zur Ausführung dieses Planes durch Georg Müller gekommen.

Erst kurz vor 1760 ist dann an der vorgesehenen Stelle eine Sägemühle erbaut worden. Für kurze Zeit soll auch eine Mahlvorrichtung zum Mahlen von Gips bestanden haben. Da der Wasserzufluß nicht immer ausreichte, um alle Maschinen anzutreiben, wurde noch vor 1900 eine Dampfmaschine angeschafft, und 1906 ließ der letzte Mühlenbesitzer, Friedrich Klein, anstelle des alten hölzernen Mühlenrades ein eisernes von 6 m Durchmesser einbauen. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts lag der Schwerpunkt des Mühlenbetriebes ganz auf der Sägeabteilung, die der Halberger Hütte Schnittholz lieferte. 1930 wurde der Mühlenbetrieb stillgelegt, denn es fand sich niemand, der für den hochbetagten Müller Friedrich Klein die Arbeit in der Grumbacher Mühle weiterführen wollte. 1964/65 wurden leider auch die alten Mühlengebäude aus dem 18. Jahrhundert abgerissen.

Zwischen 1822 und 1830 wurde auf der Flur „Langweiler“ eine Getreidemahlmühle erbaut; man nannte sie Langweiler Mühle oder nach dem ersten Besitzer Monzingers Mühl. Zum Antreiben des Mahlwerkes war vom Wiesbach ein besonderer Mühlengraben angelegt worden. Graben und Mühlenteich sind noch erkennbar. Wegen der Nähe zum Dorf haben die Bischmisheimer Bauern ehemals zum Mahlen ihres Getreides meist diese Mühle aufgesucht. Vor der Jahrhundertwende wurde in der Mühle nicht nur gemahlen, sondern auch Brot gebacken, welches an Arbeiterfamilien nach Bischmisheim verkauft wurde. Diese Mühle war bis 1901 in Betrieb, dann kaufte die Gemeinde Brebach die Mühle auf und brachte in den ehemaligen Mahlräumen die Pumpeinrichtung für das neue Brebacher Wasserwerk unter. Auf dem Bischmisheimer Bann klappern so keine Mühlen mehr „am rauschenden Bach“.

ANMERKUNGEN:

- 1) Zu den „Beiträgen zur Ortsgeschichte von Bischmisheim“ im Heft 31 der „Saarbrücker Hefte“ seien folgende Berichtigungen angebracht:
Seite 68 Philipp Carl Schmeer ist im Jahre 1860 geboren.
Seite 81 Der Lehrer Christian Groß war ab 1823 in Bischmisheim und wurde Ende 1841 pensioniert. Er hatte drei Töchter.
Seite 88 Bei dem Rundgang mit einer Strichliste sind 535 Haushaltungen befragt worden.
Seite 90 Die Gemarkung Bischmisheim war vor der Ausgemeindung 1094,55 ha groß.
- 2) Diese RAD-Abteilung hatte das im oberen Grumbachtal 1936 vom Wanderverein „Frohsinn“ erbaute kleine Schwimmbad übernommen.

- 3) Den Kartenausschnitt stellte das Landesvermessungsamt zur Verfügung; der Verfasser hat für liebenswürdige Hilfe Herrn Landesvermessungsobererrat Hepp zu danken.
Das Einzeichnen der ehemaligen Bunker und Höckerlinien wurde dem Verfasser im Ministerium des Innern, Abt. Zivilverteidigung, durch die Vorlage des Kartenblattes ermöglicht, das gegenüber dem alliierten Kontrollrat der Nachweis war, daß die früheren Befestigungsanlagen zerstört worden sind. Für die bereitwillige und entgegenkommende Hilfe ist zu danken Herrn Oberbergrat Klein.
- 4) In Erfurt befand sich auch die Ausweichstelle des Amtes Brebach.
- 5) Augenzeuge dieses Luftkampfes war Jakob Diener, der Vater des Besitzers „Hotel Berghof“.
- 6) Aufzeichnungen des gefallenen Gefreiten Kurt Papke, in Verwahrung bei Dechant Schwinden, St. Wendel.
- 7) Jantzer, Kriegstagebuch der Stadt St. Ingbert.
- 8) Brief von Hermann-Josef Lottner, Hauptmann der Bundeswehr, vom Mai 1958 an Fräulein Maria Walle, Bischmisheim.
- 9) Philipp Schmeer wurde montags auf dem Kirchenvorplatz beerdigt, später auf den Friedhof umgebettet.
- 10) Die Fremdarbeiterinnen waren zur Arbeit auf der Halberger Hütte, bei BBC und Dangler & Karcher verpflichtet worden.
- 11) 1956 wurde im Rahmen der Zusammenlegung der Kriegsgräber ein Teil der Soldaten auf den Soldatenfriedhof Weiskirchen umgebettet.
- 12) Staatsarchiv Koblenz Abt. 22/2405, Blatt 201 Rückseite. Diese Quelle wurde mir von Herrn Pfarrer i. R. Karl Rug, Püttlingen, mitgeteilt.

Abbildung 1	• •	Bunker
Abbildung 2	↪	Höckerlinie
Abbildung 3	■	Minenfelder

ERINNERUNGEN AN SAARBRÜCKEN
WÄHREND DES ZWEITEN WELTKRIEGES
(1939—1945)

(10)

22. Juni 1941. Erschreckt horchen die Saarbrücker auf, als — von Marschmusik vorbereitet — die Meldung durch den Reichsrundfunk bekannt gegeben wird: Deutsche Truppen haben die polnisch-russische Grenze überschritten.

Krieg also auch mit Rußland, mit der Sowjetunion.

Diese Nachricht löst auch hier an der Saar die zwiespältigsten Gefühle aus. Stand man auch bisher dem mit der Sowjetunion abgeschlossenen Freundschaftspakt sehr skeptisch gegenüber, so verstand man doch, daß er dem Reich im Osten den Rücken freihielt.

Mit dieser Sicherheit ist es nun vorbei. Der Einmarsch der Truppen in Rußland bringt einen Zweifrontenkrieg, der Jahre später furchtbare Folgen haben wird.

Riesige Kesselschlachten bringen dem deutschen Heer große Erfolge. Die Propagandamaschine Goebbels' faselt schon — kaum ist der Rußlandfeldzug einige Wochen alt — vom baldigen Erreichen der Endstation Sieg. In Saarbrücken tauchen die ersten russischen Kriegsgefangenen auf. Zerlumpt und verdreckt, mit hohlen Wangen und mit hungrigen Augen. Den Kriegsgefangenen folgen bald zwangsverschleppte Zivilarbeiter und Arbeiterinnen, willkommene Helfer im Räderwerk der Rüstung.

Das Ende des Jahres 1941 und mit ihm die verlorene Schlacht vor Moskau lassen Zweifel an einem baldigen Kriegsende immer stärker werden. Der Bedarf an Soldaten dagegen wird größer, und so regnet es auch in den Anfangsmonaten 1942 in Saarbrücken wieder Gestellungsbefehle.

Das Stadtbild, in dem die Uniformen eine beherrschende Rolle spielen, wird durch die verschiedenfarbigen Monturen der Kriegsgefangenen bunt und bunter. Zu den Franzosen, Belgiern und Holländern, die schon einige Zeit in Saarbrücken festgehalten werden und arbeiten müssen, sind nun noch — wie erwähnt — die Russen gekommen.

Der Bevölkerung ist es bei Strafe verboten, mit den Kriegsgefangenen zu fraternisieren. Für dieses Verbot kann der Großteil der Saarbrücker kein Verständnis aufbringen, und wo immer die armen Teufel in ihren abgenutzten Uniformen auftauchen, bringt man ihnen Mitleid entgegen. Es gibt viele Bürger unserer Stadt, die — wenn sie sich unbeachtet wissen — einem Jean, einem Hendrik oder Iwan von dem Wenigen, was sie besitzen, eine Kleinigkeit zustecken.

Ein Teil der Kriegsgefangenen wird den handwerklichen Betrieben der Stadt zugewiesen, da diese immer mehr unter Arbeitermangel leiden. Bäcker, Metzger, Schlosser, Schreiner, Transportunternehmungen, Großhandlungen und in vielen Fällen auch die Behörden sichern sich diese wertvollen Hilfskräfte. Häufig wohnen dann die Gefangenen bei ihren

Arbeitgebern und werden auch von denselben gepflegt. Wenige nur von ihnen können sich später über die ihnen zuteil gewordene Behandlung beklagen.

In wesentlich schlechteren Verhältnissen leben diejenigen Kriegsgefangenen, die dem Blick der Öffentlichkeit entzogen sind. Diese hausen in geschlossenen Lagern. Ihre Behandlung und die Ernährung hängt in den meisten Fällen von der Lagerleitung ab. Daß es unter diesen Verantwortlichen gute und weniger gute Menschen gibt, muß nicht erst erwähnt werden.

Neben den Kriegsgefangenen sind es in immer größerer Zahl die Fremdarbeiter, Zivilisten also, aus den besiegten und besetzten Ländern, die mit-helfen müssen, daß die Schloten in den Fabriken rauchen. Da diese Menschen, wenn auch nicht gerade gut, so doch zivil gekleidet sind, fallen sie in den Straßen weniger auf und werden daher von der einheimischen Bevölkerung kaum beachtet. Russische Frauen und Mädchen sind jedoch begehrte Arbeitskräfte für viele Saarbrücker Haushaltungen.

Um all diesen Fremdarbeitern nun die Möglichkeit zu bieten, ihre Freizeit in einer ihnen genehmen Art und Weise zu verbringen, werden für sie von der DAF Kantinen und Verkehrslokale eingerichtet. Zu diesen haben die Saarbrücker selbstverständlich keinen Zutritt. Wer jedoch trotzdem einmal Gelegenheit hat eines dieser Lokale zu besuchen, gewinnt nicht gerade den Eindruck, daß es den Leuten überaus schlecht geht. Ihre Kantinen sind nicht nur Treffpunkte für einen Plausch in der jeweiligen Heimatsprache, sondern auch Börsen eines üppigen Tauschhandels. Hier kann man Dinge erstehen, an die die eingesessenen Bürger der Stadt zu dieser Zeit fast nicht mehr oder nur noch sehr schwer herankommen.

Damit soll nun nicht behauptet werden die Fremdarbeiter hätten ein herrliches Leben verbracht, festgehalten aber soll werden, daß diese Menschen schon 1942 zum festen, lebenden Bestandteil der Stadt gehören, die sich immer mehr zu einem wahren Sprachenbabylon verwandelt.

Von den Mitgliedern der vielen Saarbrücker Stammtischrunden sind nur noch die alten, ganz alten Semester übriggeblieben, die anderen in alle Winde zerstreut. Der Kampf ums Dasein, die Verdunkelung, das schlechte Bier, der fehlende Tabak und viele andere unangenehme Dinge, die solch ein Krieg mit sich bringt, dämpfen immer mehr das Vergnügen eines Wirtshausganges.

Nur die Speiselokale der Stadt und besonders die, denen eine Metzgerei angeschlossen ist, können sich nicht über mangelnden Besuch beklagen. Die Wirte, die es verstehen markenfreie Gerichte anzubieten und auf ihre Suppen ein paar kümmerliche Fettaugen zu zaubern, sind stadtbekannt. Und abends sind ihre Kassen gestrichen voll.

Im Saarbrücker Schlachthaus aber geht man dazu über die Fleischabfälle für die Hunde mit blauer, unabwaschbarer Farbe zu tränken. Man will damit nur verhindern, daß das für den menschlichen Bedarf ungenießbare Fleisch sich in der Küche irgendeines Restaurants in Hackbraten oder Frikadellen verwandelt.

Jedes brachliegende Stückchen Land in und um Saarbrücken wird umgewühlt und beackert. Und wenn sich dann nach Monaten die ersten Erfolge zeigen, dann ist es mit der Ruhe des Pflanzers vorbei. Es gibt zuviele,

die zwar vom Säen nichts wissen, die aber doch ernten wollen. Das Wort „organisieren“ wird zu einem Begriff.

Organisieren bedeutet nicht mehr und nicht weniger als stehlen. Nun, wo der Hunger anfängt, hört bekanntlich die Moral auf.

Das Uniformgewimmel in den Straßen Saarbrückens wird immer verwirrender. Angehörige des Heeres, der Marine und der Luftwaffe, die verschiedenen Uniformträger der Partei, aktive Polizisten und die der Reserve, TN- und OT-Leute, uniformierte Wehrmachtshelferinnen erhalten Konkurrenz durch die zahlreichen Spanier, Franzosen, Russen, Polen, Slowaken, Rumänen, Bulgaren und Estländer, die an dem Krieg gegen die Sowjetunion teilnehmen. Stolz tragen diese Freiwilligen das Hakenkreuz oder die Runen der SS auf ihren Uniformen.

Ein Kuriosum dieses Krieges: auf der einen Seite Kriegsgefangene in deutschem Gewahrsam und auf der anderen deren Landsleute in deutschen Uniformen.

Über all diesem Durcheinander, über Freien und Unfreien, über Uniformträgern und Zivilisten, über Hunger und Heimweh, über christlichem Mitgefühl und herrenmenschhafter Grausamkeit, über Schieber und Normalverbraucher hat eine unsichtbare Hand sich zur gewaltigen Faust geballt. Plötzlich, von keinem erwartet und unbarmherzig, schlägt sie zu.

(11)

29. Juli 1942!

Abb. 4—8 Die Fliegerwarnsirenen heulen ihre häßliche Melodie über die Stadt und in die warme Sommernacht hinein.

In den Betten erwachen die Menschen, aber nur wenige stehen auf. Es passiert ja doch nichts, sagen sie sich.

Luftschutzwarte, den Stahlhelm auf dem Kopf und die Gasmaske geschultert, gehen gähnend und unlustig durch ihr Revier. Veteranen der freiwilligen Feuerwehr und Helfer des Roten Kreuzes eilen zu ihren Stützpunkten. Polizeipatrouillen zeigen sich auf den Straßen. Alles paßt haargenau zu dem Bild, das man nun schon zur Genüge kennt. Auch die schwatzenden Frauen und Kinder an den Fenstern und vor den Haustüren.

Niemand nimmt die Gefahr aus der Luft ernst. Man glaubt nicht, daß der Feind gerade an Saarbrücken interessiert sein könnte.

Dann vernehmen die, die trotz der bisherigen Gefahrlosigkeit der Feindflüge über Saarbrücken die Vorsicht nicht ganz außer acht lassen und aus den Federn gekrochen sind, den sich langsam nähernden singenden und schwingenden Ton der Flugzeugmotore. Und weil ja irgendwo doch Licht sein könnte, brüllen sie hin und wieder das sattsam bekannte: „Licht aus!“ in die Leere der Straßen.

Dann zerreißen grelle Blitze die Nacht, und ein krachendes Bersten und Dröhnen erfüllt die Luft.

„Bomben!!!“

Eine wilde Flucht in die vermeintlich sicheren Keller setzt ein. Nur notdürftig bekleidet stürzen Männer und Frauen, Kinder und Greise die Treppen hinunter.

Stumm, mit zusammengepreßten Lippen und mit wachsbleichen Gesichtern starren sich die Menschen in den Kellerräumen an. Kinder weinen und alte Mütterchen stammeln wirre Gebete.

Bombe auf Bombe verläßt die Schächte der Flugzeuge.

Plötzlich, wie abgeschnitten, verstummt das teuflische Heulen und Zischen, hört das Krachen und Dröhnen auf, verebbt das Zittern und Beben in und über der Erde.

Der Angriff ist zu Ende.

Die Menschen aber rühren sich nicht. Noch bleiben sie wortkarg und voll banger Ahnungen in ihren Schutzunterkünften.

Erst als die Sirenen das Entwarnungssignal geben, steigen die Saarbrücker aus der Unterwelt ihrer Kellerräume empor.

Die Nacht ist schon dem Morgengrauen gewichen.

Feuerschein rötet an vielen Stellen den Himmel der Stadt. Löschzüge der Feuerwehr brausen durch die Straßen. Krankenwagen folgen ihnen. Hilfsmannschaften der Polizei und der Technischen Nothilfe eilen in die Stadtteile und an die Stellen, die der Bombenregen getroffen hat.

Bomben sind auf die Stadtteile Alt-Saarbrücken, St. Johann, Burbach und Malstatt gefallen. Der Gesamtschaden ist für den einzelnen Bürger kaum zu erfassen, von der Zahl der Menschenopfer ganz zu schweigen. Auch den Behörden ist es verboten, irgendwelche Auskünfte zu erteilen. Die Bevölkerung kann also nur mutmaßen und schätzen.

Heute darf der Chronist berichten, daß die Menschenverluste Saarbrückens bei diesem ersten Angriff auf die Stadt die Zahl 155 — davon 81 männliche und 74 weibliche Personen jeden Alters — erreichte. Auf die einzelnen Stadtteile aufgeschlüsselt, ergibt die Zahl der Opfer folgendes Bild:

Alt-Saarbrücken:	56 Tote;
Malstatt:	70 Tote;
Burbach:	16 Tote;
St. Johann:	13 Tote.

Als die Sonne ihre ersten Strahlen durch die dichten Rauchschwaden auf die Dächer der Stadt legen kann und die übernachtigten Einwohner sich anschicken ihren Pflichten nachzugehen, sehen viele in dem Erleben der vergangenen Stunden einen bösen Traum.

Das Denken nimmt die lokale Presse allerdings dem Großteil der Bevölkerung ab. Die „Saarbrücker Zeitung“ z. B. veröffentlicht folgenden amtlichen Kommentar:

„Mutvoller Einsatz gegen britischen Terror!

Adolf Hitler spricht Saarbrücken seine Anerkennung aus und grüßt die Bevölkerung!

Feiger und hinterlistiger Überfall englisch-amerikanischer Luftpiraten auf die Gauhauptstadt der Westmark!

An die Bevölkerung von Saarbrücken!

Die Engländer haben in Fortsetzung ihrer sinnlosen Terrorangriffe in ausgedehntem Maße heute nacht Saarbrücken und die nächste Umgebung durch einen starken Bombenangriff heimgesucht. Der Angriff hat einer

größeren Zahl unserer Volksgenossen aus der Gauhauptstadt das Leben gekostet. Hunderte wurden verwundet, eine beträchtliche Anzahl ihrer Häuser ganz oder teilweise zerstört. Das Gauthheater, die persönliche Schenkung des Führers, auf das wir so stolz waren, ist ausgebrannt. So schwer auch die Opfer sind, eines möchte ich vor aller Öffentlichkeit heute feststellen:

Die Bevölkerung in ihrer Gesamtheit und vor allem die vom Angriff Geschädigten und Getroffenen, hat ein Verhalten gezeigt, das an die Treue und die Zuverlässigkeit jener vergangenen Tage erinnert, auf die wir alle so stolz sind. Hätte der Engländer die Möglichkeit zu erleben, wie die Bevölkerung auf seinen Terror antwortet, müßte er zu der Erkenntnis kommen, wie wenig die Anwendung so niedriger Mittel das Volk in seiner deutschen Haltung zu erschüttern vermag.

Ich weiß, Volksgenossen und Volksgenossinnen von Saarbrücken und Umgebung, daß ihr es ablehnt, für eine selbstverständliche Haltung Dank entgegenzunehmen. Es genügt, wenn ich euch zur Kenntnis bringe, daß ich heute dem Führer, der sich persönlich telefonisch in das Hauptquartier Bericht erstatten ließ, melden konnte, daß er sich auf seine Saarländer, wie immer, verlassen kann.

Der Führer läßt euch durch mich seine Anerkennung aussprechen und seine herzlichen Grüße übermitteln.

Daß ich und meine Mitarbeiter aber auch alles tun werden, um euch zu helfen, ist selbstverständlich.

Saarbrücken, den 30. Juli 1942

Heil Hitler!
Euer Bürckel, Gauleiter.

Aus lokaler Perspektive sieht die „Saarbrücker Zeitung“ den Angriff folgendermaßen:

„Eindeutiger Abwehrwille!

In dem Augenblick, da diese Zeilen niedergeschrieben werden, stehen wir alle, steht ganz Saarbrücken noch unter dem erlebnisreichen Eindruck der Nacht vom 29. auf 30. Juli, als englische und amerikanische Flieger ihren heimtückischen Überfall auf unsere Stadt verübten. Vor unseren Augen erscheint noch einmal unsere geliebte Heimatstadt, wie sie am Tage vorher in der seit Wochen so stark ersehnten Sonne fast wie eine friedliche Insel im Sturmgebraus dieses Krieges von dem stark pulsierenden Leben ihrer Bevölkerung erfüllt war. Es kam eine Nacht des Schreckens, die dann dem Tag des Schreckens Platz machen mußte, als der frühe Morgen anbrach und wir die Bilder der Zerstörung sahen. Es war ein schwerer Gang, den wir in der Morgenfrühe des gestrigen Donnerstag durch die Straßen unserer Stadt unternahmen. Ringsumher loderten noch die Brände, stiegen schwere und dicke Rauchwolken gen Himmel — eine einzige Anklage gegen jene Verbrecher, die den Krieg gegen eine wehrlose Zivilbevölkerung und schutzlose Stadt führten, weil sie im freien Felde zu schwach und zu feige sind, sich zu stellen. Es ist keine Überheblichkeit, wenn wir sagen, daß uns Deutschen als soldatische Menschen eine faire Kampfweise als der Inbegriff alles Kämpfens überhaupt gilt und noch immer gegolten hat. Das, was die englischen und amerikanischen Flieger auf Geheiß ihres Groß-

verbrechers Churchill in dieser Nacht vollbracht haben, das hat mit ehrlicher und anständiger Kampfesart nichts mehr, aber auch nicht das geringste mehr zu tun. Das war Feigheit und Hinterlist, das war ein neues Verbrechen jener verbrecherischen britischen Staatsmänner, die ihre eigenen Länder, ja ganz Europa in ein Meer von Blut und Tränen getaucht haben, nur weil sie aus gemeinen egoistischen Motiven und aus niedrigen Instinkten heraus um ihre Zukunft bangten und das Rad der Weltgeschichte, das über ihre überlebten Anschauungen hinwegzugehen drohte, aufhalten wollten, um ihren eigenen Völkern die goldnen Pfründe vergangener Zeiten für alle Ewigkeit zu sichern. Fast erschien uns der Gang durch die Stadt als ein Traum. Aber er war leider furchtbare Wirklichkeit. Die Straßen waren übersät von Hunderttausenden von Splittern, aus leeren Fensterhöhlen schaute das Grauen der Ruinen und wo noch am Tage vorher die arbeitsamen Menschen unserer Heimatstadt sich in ihrem Heim von den Mühen des Tages ausruhten, flammten noch immer Brände auf und hüllten die Stadt in einen dicken Rauchschleier ein, als wollten sie gnädig Elend und Zerstörung vor den Blicken der Menschen verbergen.

Vor nicht allzulanger Zeit hat Churchill einmal im englischen Unterhaus erklärt, die deutsche Zivilbevölkerung solle auf die Landstraße vor die Städte gehen und zusehen, wie ihre Wohnungen verbrennen. Dann gebe es weniger Opfer. Churchill hat sich getäuscht. Er hat eines nicht in seine Rechnung aufgenommen: den eindeutigen Abwehrwillen und den opferbereiten Einsatz deutscher Menschen. Es ist beileibe keine Heldentat — und Churchill mag sie noch so als solche feiern — wenn Dutzende von Flugzeugen eine ungeschützte Stadt, in der keinerlei kriegswichtige oder gar kriegsentscheidende Waffen hergestellt werden, mit Tausenden Brand- und Sprengbomben bombardieren. Desto höher mag jedem das Verhalten unserer Bevölkerung gelten, die wiederum einmal gezeigt hat, daß sie auch das Schwerste mannhaft erträgt und jeden Angriff unerschrocken abwehrt. Es ist klar, daß bei solchen Terrorangriffen der Engländer und Amerikaner Opfer nicht ausbleiben. Daß die Opfer auch in Saarbrücken verhältnismäßig gering sind, macht sie für die Angehörigen der Opfer nicht leichter. Daß sie aber nicht den Umfang angenommen haben, den sich die Engländer gewünscht haben, ist in erster Linie der vorbildlichen Disziplin und der Einsatzfreudigkeit aller Bevölkerungsschichten zu verdanken.

Es liegt eine tiefe Tragik in dem Schicksal, das unsere Stadt betroffen hat. Lange Monate war sie zu Beginn des Krieges von der Bevölkerung geräumt gewesen. Kaum ein Schuß fiel in ihren Mauern, obwohl der Feind in beträchtlicher Stärke vor ihren Toren lag. Wohlbehalten fanden wir wieder die Straßen und unsere Häuser und konnten die Spuren der Räumung in fleißiger Arbeit beseitigen. Fast genau zwei Jahre später greifen englische Terroristen die Stadt an und belegen sie mit Bomben aller Art und legen ganze Straßenzüge in Schutt und Asche. Ein tragisches Geschick wollte es, daß unsere Stadt doch noch den Krieg zu spüren bekommt, den sie schon durch Tapferkeit deutscher Soldaten aus ihren Mauern verbannt glaubte. Aber wir können das eine mit Stolz feststellen; der persönliche Einsatz und die Unerschrockenheit in allen Gefahren sind dadurch auch nicht im geringsten erschüttert worden. Im Gegenteil, alle sind härter und entschlossener geworden, und nicht Mutlosigkeit, sondern eine ungeheure Erbitterung gegen die britischen Terroristen beherrscht die Gemüter. Unsere Bevölke-

rung hat noch niemand kleingekriegt, auch die Terrorangriffe werden sie nicht kleinkriegen.

Wieder einmal hat die Einsatzfreudigkeit der Saarbrücker sich in ihrem schönsten Licht gezeigt. Noch hagelten die Brandbomben auf die Stadt herab, als schon beherzte Männer und Frauen, Buben und Mädels auf die Straßen eilten, um Hand anzulegen an dem Rettungswerk. Männer, die ihre zehnstündige Arbeitszeit hinter sich hatten und sich gerade der wohlverdienten Ruhe hingeben wollten, stürzten sich in die Kleider und zur nächsten Brandstelle, schleppten Eimer um Eimer Wasser, gingen tollkühn den zahlreichen Bränden zuleibe, die mit unheimlicher Schnelligkeit entstanden waren und sich ebenso rasch ausdehnten. Sie standen auf schmalen Leitern, die an das brennende Haus gelehnt waren und lenkten unermüdlich den Wasserstrahl in die Glut, die ihnen fast den Atem nahm und fast mörderisch sengend sie umwehte. Noch sehe ich jenen jungen Mann vor mir, der als einer der Beherztesten mit Hand anlegte und bescheiden zurücktrat, als die Arbeit geschafft war. Ich denke an jene Frauen, die immer wieder in die brennenden Häuser liefen, um zu retten, was noch zu retten war. Ich denke an jene junge Mädels, die ununterbrochen Eimer und Eimer mit Wasser schleppten und sie den Männern reichten. Ich denke an jene Frauen, die, als noch die Häuser brannten, mit Besen ankamen und den Bürgersteig von zahllosen Glassplittern reinigten, damit die kostbaren Feuerwehrschräuche nicht zerrissen wurden. Ich sehe die Frauen, wie sie sich sorgend der Obdachlosen annahmen, ihnen mit Kleidern, Schuhen und Mänteln und wärmenden Decken aushalfen. Ich sehe noch jenen Truppführer des SHS, der beherzt an die Brandbombe in einer Küche heranging und sie aufnahm und wegtrug. Ich denke an all die vielen Helfer und Helferinnen, namenlos und doch alle heldische Menschen, die zugriffen, wo es gerade nötig war. Und wenn etwas von dem Widerstandsgeist unserer Bevölkerung zeugte, dann war es doch die Tatsache, daß nirgends ein lautes Wehklagen zu hören, sondern immer wieder unerhörte Beweise von Mut und Unerschrockenheit zu beobachten waren. Die Schilderung der Nacht wäre unvollständig, wenn wir nicht auch unserer Soldaten gedenken würden, die tatkräftig mit Hand anlegten und unerschrocken mit ihren ungleichen Waffen dem Gegner trotzten. Saarbrückens Bevölkerung hat wieder einmal mehr gezeigt, daß sie in allen Gefahren den Kopf behält, sich nicht unterkriegen läßt und daß alle, Männer und Frauen, Buben und Mädels ihren ‚Mann‘ stellten. Mögen auch Trümmer die Straßen bedecken, mögen die Opfer auch schwer sein, die Kraft der Herzen unserer Stadt ist ungebrochen. Die Treue der Saarbrücker zu ihrer Stadt hat eine Festigkeit bewiesen, an der sich jeder Gegner auch fernerhin die Zähne ausbeißen wird. Mehrere tausend Obdachlose zählen wir nach dieser Nacht. Die Saarbrücker sind wieder einmal im wahrsten Sinne des Wortes zusammengerückt und haben diejenigen bei sich aufgenommen, die kein Haus mehr über dem Kopf haben. Sie haben Kleider und Nahrung mit denen kameradschaftlich geteilt, die alles verloren haben. Partei, Stadtverwaltung und Wehrmacht haben in den schweren Stunden der vorgestrigen Nacht überall eingegriffen und mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln geholfen. Gauleiter Bürckel traf noch in der gleichen Nacht gegen 3 Uhr in Saarbrücken ein, um mit Regierungspräsident Barth und Kreisleiter und Oberbürgermeister Schwitzgebel, die bereits in Aktion getreten waren, die notwendigen weiteren Maßnahmen einzuleiten. Das Bild, das Saarbrücken gestern zeigte, hat bewiesen,

daß die englischen und amerikanischen Bomber ihre Lasten an Spreng- und Brandbomben wahllos überall dort abgeworfen hatten, wo sie glaubten, ihren Zweck erreichen zu können, die Bevölkerung in Angst und Schrecken zu versetzen. Es kann keinen klareren Beweis für die verbrecherische Handlung der Briten geben, als ein Gang durch die zerstörten Straßen der Stadt. Die Saarbrücker werden dieses Tages immer gedenken. Mit tiefer Abscheu hierbei an die britischen Luftpiraten, mit unbändigem Stolz aber an ihre eigene Haltung, der der Führer seine besondere Anerkennung ausgesprochen hat. Adolf Hitler schaut auf Saarbrücken! Das kann nur zu neuer und um so entschlossenerer Einsatzbereitschaft verpflichten.“

*

In den Zeitungen der englischen Stadt Birmingham wird an diesem Tag ein ähnlicher Artikel gestanden haben, denn die „Saarbrücker Zeitung“ veröffentlicht unter ihrer obigen Betrachtung nachfolgende Meldung:

„Berlin, 30. Juli 1942. Trotz starker Flakabwehr und reger Scheinwerfertätigkeit durchbrachen die deutschen Kampfflugzeuge in der Nacht zum Donnerstag den um das wichtige Industriezentrum Birmingham gelegten Flaksperrgürtel und warfen in mehreren Wellen anfliegend, Spreng- und Brandbomben in die befohlenen Zielräume. Dabei wurden, wie deutsche Aufklärer in den Donnerstagsmorgenstunden feststellten, in mehreren Stadtteilen von Birmingham ausgedehnte Brandfelder, besonders am nördlichen und Südostrand der Stadt beobachtet. Dicke Rauchwolken, die von dem Feuerschein zahlreicher mittlerer Brände durchbrochen wurden, lagern über dem gesamten Stadtgebiet.“

*

Diese Meldung wird von vielen Saarbrückern gelesen, wenige aber nur sind es, die daraus erkennen, daß, wenn zwei dasselbe tun, es noch lange nicht dasselbe ist. Im Krieg gibt es keinen Richter, der Recht und Unrecht zu beurteilen weiß. Jeder, ob Freund oder Feind, spürt nur das, was ihn selbst bedrückt und plagt, über die Nöte des anderen aber, der doch auch ein Mensch ist, geht man hinweg.

(12)

Die Wirkung, welche der Angriff in der Nacht des 29. Juli ausgelöst hat, ist bald an allen Ecken und Kanten der Stadt zu verspüren. Seitens des amtlichen Luftschutzes setzt eine fieberhafte Tätigkeit ein. Allorts hämmern die Preßluftgeräte, um die vorhandenen natürlichen Stollen besonders in Alt-Saarbrücken zu vergrößern. Neue werden angelegt, und viele Bewohner der Stadt greifen zur Selbsthilfe. Man baut sich eigene Luftschutzunterkünfte.

Ganze Wälder fallen dem Luftschutz zum Opfer. Jedes Haus erhält mindestens einen vorschriftsmäßig ausgebauten und eingerichteten Schutzkeller. Er wird mit stabilen Holzstempeln abgestützt. Die Kellerlöcher erhalten einen vermauerten Backsteinschutz. Von Haus zu Haus werden die Kellerwände durchbrochen und mit leicht einschlagbarem Material wieder zuge-

mauert. Durch diese unterirdischen Gänge, die durch ganze Straßenfluchten laufen, soll es den jeweiligen Kellerinsassen möglich werden, bei Verschüttung der Ausgänge ihres Schutzraumes denselben durch einen anderen zu verlassen.

Wochen und Monate hindurch sind die Technische Nothilfe, Instandsetzungstrupps der Luftschutzpolizei und private Baufirmen mit diesen Arbeiten beschäftigt.

Eine neue Bauzeit hat begonnen. Die Stadt Saarbrücken wächst nun nicht mehr nach oben und in die Breite, sondern nach unten, in die Tiefe. Sie wühlt sich in den Boden und die Berge hinein. Wohin das Auge schaut, türmen sich die aus den Bergen gekratzten Sandmassen in die Höhe, fahren Loren, stolpert man über Gleisanlagen.

Kriegsgefangene und Fremdarbeiter treten bei diesen Luftschutzarbeiten immer stärker in Erscheinung. Sie sind billige Arbeitskräfte, und die Unternehmer wissen sie zu schätzen.

Neben diesen Vorsichtsmaßnahmen ist in dieser Zeit die großzügige Behandlung der Fliegergeschädigten recht bemerkenswert. Überraschend schnell sind die obdachlos gewordenen Familien in anderen Wohnstätten untergebracht. Sie erhalten finanzielle Zuwendungen und zur Beschaffung neuer Hausratsgegenstände Sonderbezugscheine.

Auch an den in der Angriffsnacht entstandenen Trümmerbergen regen sich viele Hände. Man räumt auf und beseitigt die größten Schäden.

Ende 1942 ist die Zahl der an den Fronten gefallenen Söhne der Stadt auf 1231 angestiegen. Es deckt sie die Erde von Frankreich, Belgien, Holland, Polen, Norwegen, Finnland, Rußland, Afrika und dem Balkan, oder sie haben ihr Grab in den Tiefen der Weltmeere gefunden.

Zahlreiche Familien warten vergeblich auf eine Nachricht des Vaters und Sohnes, des Bruders oder Bräutigams. Verzweifelt schreiben sie an die Truppenteile, öffnen sie die ankommenden Bescheide: Gefallen! Vermißt! Gefangen!

Der Rußlandfeldzug verschlingt die Menschen massenweise. Immer häufiger und zahlreicher muß Ersatz gestellt werden. Die unliebsam bekannten KV-Maschinen der Wehrbezirkskommandos laufen auf hohen und höchsten Touren.

Im ersten Weltkrieg gab es hinsichtlich der Militärdienstplicht eine feste Norm, die in der Regel auch respektiert wurde. Wer seine Militärdienstzeit beendet hatte, gehörte nunmehr der Reserve an und wurde von dieser aus in die Landwehr und schließlich in den Landsturm überführt. Mit dem 45. Lebensjahr hörte aber in den meisten Fällen das Soldatenspielen auf. Der zweite Weltkrieg dagegen hält sich von Anbeginn an keine feste Regel. Es gibt praktisch drei Befehlsstellen, von denen jede das Recht für sich in Anspruch nimmt, Menschen zwangsweise zu rekrutieren.

Da ist zunächst die Wehrmacht, die neben den normalen Einberufungen innerhalb der vorgeschriebenen Altersgrenzen auf ehemalige Kriegsteilnehmer zurückgreift.

verschlingen dann diese Zeilen und denken sinnend und wehmütig an die Vergangenheit zurück. So ist es auch, als sie in ihrer Zeitung den Bericht finden:

„Carl Schumann gestorben!

Mit einem Gefühl der Wehmut erfüllen wir unsere Chronistenpflicht: am gestrigen Nachmittag starb Schreinermeister Schumann im Alter von 72 Jahren. Mit ihm verschwindet aus dem Saarbrücker Leben wiederum eine stadtbekannte und in den Kreisen der Einheimischen populäre Gestalt. Stolz auf die handwerkliche Tradition seiner Familie, hatte Carl Schumann doch oft die Empfindung, er habe seinen eigentlichen Beruf verfehlt. Von Jugend auf war die ‚Leimann‘ der Schriftstellerei zugetan. Die Liebe zu seiner Vaterstadt wies Carl Schumann dabei den Weg. Aus innerem Drang heraus ergriff er die Feder. In zahlreichen gehaltvollen Heimatgedichten, in Plaudereien und lokalgeschichtlichen Betrachtungen hat er sein urwüchsiges Talent und seine poetische Ader in der Heimatpresse und als Mitarbeiter des ‚Saarkalenders‘ und Rundfunks überzeugend bewährt. Eine besondere Neigung verspürte er zum derben, aber gesunden Volkshumor. Die Sammlung und Aufzeichnung von Saarbrücker Schnurren hat seinen Landsleuten immer wieder Freude bereitet. Auch als Karnevalist hat Carl Schumann viele Jahrzehnte hindurch dem Frohsinn in mannigfacher Form volkstümlich gedient. So wird er nicht nur an manchem Stammtisch eine fühlbare Lücke hinterlassen. Das Andenken an die heitere, gesellige und daseins-erfüllte „Leimann“ wird in Saarbrücken wachbleiben.

Vielleicht war sie unser letztes ‚Original‘.“

*

Die durch den Krieg bedingte Herauslösung vieler Frauen aus ihrem Wirkungskreis innerhalb der Familie, ihre Verpflanzung in Hütten, Fabriken, Werksbetriebe und in die verschiedensten Dienststellen der Eisen- und Straßenbahn, ändert auch in Saarbrücken in mancher Hinsicht das gewohnte Bild früherer Tage.

Frauen und Mädchen tragen in den Uniformen der Post Briefe, und in der zu dieser Zeit immer überfüllten Straßenbahn versehen sie mit Geschick und Tatkraft das Amt ihrer zum Wehrdienst einberufenen männlichen Schaffnerkollegen. Hinter den Steuerrädern schwerer Last- und Lieferwagen sitzen Frauen.

Immer häufiger sieht man auch alleinstehende Frauen in den Lokalen der Stadt. Und das hat viele Gründe. Einmal ist es die trostlose Einsamkeit, der sie entfliehen wollen, und dann sagen sich viele, daß sich die Kocherei für sie alleine gar nicht lohnt. Sie überlassen ihre Lebensmittelkarten einer Gaststätte und essen dann dort mit aus dem großen Topf. Sie schneiden dabei gar nicht schlecht ab. Wenn man bedenkt, daß es in der 43. Zuteilungsperiode, vom 16. November bis 13. Dezember 1942, an Fetten folgende Rationen gibt: Butter 500 Gramm, Margarine 200 Gramm, Butterschmalz 100 Gramm — für 28 Tage also zusammen 800 Gramm, was einem Tagesdurchschnitt von circa 30 Gramm entspricht —, dann wird man verstehen, daß damit ein Auskommen nie gewährleistet ist und derjenige sich im Vorteil befindet, der an einem größeren Mittagstisch sitzt.

Nach dem Großangriff auf Saarbrücken am 29. Juli hat die Stadt bis zum Jahresende 1942 noch zwei weitere Luftattacken zu überstehen, die aber nur geringere Schäden verursachen. Sie fordern am 28. August in Malstatt ein weibliches und am 19. September in St. Johann ein männliches Todesopfer.

Das beginnende Jahr 1943 ist der Anfang des totalen Krieges.

Was „totaler Krieg“ bedeutet, das wird auch die Stadt Saarbrücken und ihre Bewohner in den nächsten Monaten bis zum Übermaß kennenlernen. Die Zahl der Gefallenen ist mittlerweile auf 2000 angestiegen.

Die Todesanzeigen in den Zeitungen beginnen zu dieser Zeit nur noch in den seltensten Fällen: „In treuer Pflichterfüllung für Führer, Volk und Vaterland gefallen“ — sondern meistens in kurzen, schlichten Worten: „... fand den Heldentod im Osten.“

Leute, die es sich leisten können, beginnen, sich in ländlich-friedlichen Gegenden eine Ausweichwohnung zu schaffen. Dort hin bringen sie ihre in der Stadt abkömmlichen Familienmitglieder und ihre mobiliaren Werte. Der private Stollen- und Bunkerbau nimmt ständig zu. Haus- und Nachbargemeinschaften schließen sich zusammen und wühlen in der Nähe ihrer Wohnungen Höhlen in Berghänge und Boden.

Und das alles, obwohl in diesem laufenden Jahr 1943 zwar Fliegerwarnungen in steter Folge gegeben werden, aber nur ein Angriff zu verzeichnen ist. Er verursacht am 4. Oktober einige Schäden und löscht dabei drei Menschenleben aus: in St. Johann zwei Frauen und in Malstatt ein Mann.

An die vielen Fliegeralarme hat man sich inzwischen gewöhnt. Sie gehören schon fast zum Ablauf der Tage und Nächte. Die Warnsirenen heulen zu dieser Zeit noch so früh, daß es auch alten und kranken Leuten möglich ist, die Schutzräume aufzusuchen.

Das Jahr 1944 hält seinen Einzug.

Und auch in Saarbrücken gibt es jetzt viele, sehr viele Menschen, die nicht mehr so recht oder schon gar nicht mehr an den Sieg der deutschen Waffen glauben.

Die Hitlerjugend wird immer noch im Geiste der Treue und des Gehorsams gegenüber dem Führer erzogen. Sie zieht durch die Straßen und singt:

Frisch abgesessen, alle Mann zur Panzerjägeri.
Granaten her, der Feind rollt an —
in Stellung: Feuer frei!
Die Augen blank,
geladen und gezielt.
Wir fürchten nicht den schwersten Tank —
bei uns hat er verspielt!
Ja, Panzerjäger halten stand,
sie haben frohen Mut,
für unser deutsches Vaterland,
unser Leben und unser Blut.

Bald stehen diese HJ-Buben auf dem Hofe der Ulanenkaserne und werden im Umgang mit Panzerfäusten unterrichtet.

Auch in den Unterständen der um Saarbrücken herum gruppierten Flakstellungen tauchen minderjährige Buben auf, die uniformiert als Flakhelfer militärischen Dienst versehen.

Das Leben der Zivilbevölkerung wird tagtäglich mit größeren Schwierigkeiten belegt. Wer die Eisenbahn benutzen will, unterliegt einer Begründungsverpflichtung. Wohnungs- und Ortswechsel ist gleichfalls nur mit Genehmigung der Behörden möglich.

Die Macht der NSDAP ist ungebrochen. Was die Partei befiehlt, hat zu geschehen, ist geheiligtes Gesetz.

Daran ändern auch gelegentliche Pannen nichts, die dem aufmerksamen Beobachter zeigen, daß es auch im Gebälk des Nazismus bedrohlich knistert. Der Mann auf der Straße versteht die Zusammenhänge aber noch nicht, er wundert sich nur. Erschreckt horcht er auf, als ihm das Ableben von Gauleiter Bürckel bekanntgegeben wird. Nur wenige Eingeweihte wissen die Todesursache.

Unheimlich, nervenaufpeitschend ist das grollende, an- und abschwellende Donnern der Feindbomber anzuhören, die stets sicherer und unangefochten deutsches Gebiet überfliegen. Fast machtlos sind die Abwehrkanonen gegen diese immer zahlreicher werdenden Pulks englischer und amerikanischer Maschinen, und geradezu zur Bedeutungslosigkeit verdammt sind die wenigen deutschen Tag- und Nachtjäger. Der Himmel wird vom Feind beherrscht.

Ungeachtet dessen schleppen sich die Tage im nun schon gewohnten Trott dahin. Aber nicht nur die Tage, sondern auch die Nächte. Die Alarme aber nagen an Widerstandskraft und Gesundheit.

Es kommt nicht selten vor, daß sich ein bereits überbeanspruchter Eisenbahner dreißig und mehr Stunden schlaflos im Dienst befindet und dann, wenn er sich einmal richtig ausschlafen könnte, diese Zeit in irgendeinem Bunker oder Keller verbringen muß. Was das heißt, wird nur der richtig zu schätzen wissen, der dies einmal mitgemacht hat.

Am Rande der Stadt zu wohnen, wird schon als ein wenig beruhigend empfunden. Die Randbewohner kennen nicht in dem Maße die Aufregung, die ein Fliegeralarm verursacht, wie in den dichtbesiedelten Stadtvierteln, wo man lärmend, oftmals auch fluchend die Behausungen verläßt und, durch die Dunkelheit tastend, die öffentlichen Schutzräume aufsucht.

Es gibt natürlich auch Saarbrücker, die der eventuellen Gefahr ausweichen, die beim ersten Sirenton auf den Anlasser ihres Autos drücken und mit ihrer Familie irgendwo in einem stillen Waldwinkel der Umgebung die Entwarnung abwarten.

Dieser Vorsicht huldigt auch recht häufig der Oberbürgermeister der Stadt, SA-Obergruppenführer und Kreisleiter Schwitzgebel. Mit seinem Stab läßt er sich auf eine Bergeshöhe vor die Stadt fahren und beobachtet von dort aus die Manöver der Feindmaschinen.

Mit dem Monat Mai des Jahres 1944, der blühend und strahlend über das Land gezogen kommt, beginnt die letzte Phase des Krieges, die für die Stadt

Saarbrücken und deren Bewohner zur Hölle wird und die für die Nachsicht der vergangenen Monate und Jahre nun einen Zins fordert, der alle Vorstellungen übertrifft.

Am 11. Mai erfolgt — nach einer Pause von acht Monaten — wieder ein Angriff auf die Stadt. 151 Männer und 15 Frauen, insgesamt also 166 Menschen, büßen ihr Leben ein. Die einzelnen Stadtteile entrichten folgenden Blutzoll:

St. Johann:	109 Personen;
Alt-Saarbrücken:	56 Personen;
St. Arnual:	1 Person.

Ziel- und wahllos, nicht wählend zwischen alt und jung, Mann und Frau, Kind und Greis, greift sich der fliegende Tod seine Opfer. Er fragt nicht danach, ob seine Bomben Fabriken oder Arbeiterwohnungen treffen. Solch „kleine“ Unterschiede kennt der moderne Luftkrieg schon lange nicht mehr. Kaum sind die Opfer des 11. Mai beerdigt, donnern erneut — am 23. Mai — fliegende Festungen über Saarbrücken und schicken aus ihren dicken Bäuchen Tod und Verderben auf die Stadt. 35 männliche und 38 weibliche Bürger müssen ihr Leben lassen. Wiederum haben sich 73 Schicksale erfüllt und zwar in

Malstatt:	40;
Burbach:	26;
St. Johann:	5;
Alt-Saarbrücken:	2.

Vier Tage später erbebt erneut der Boden unter den Einschlägen und Detonationen der schweren Bomben, stürzen Häuser ein und begraben ihre Bewohner unter sich. Wieder sind es 17 Todesopfer, 9 Männer und 8 Frauen. Von ihnen entfallen auf

Malstatt:	12 Personen;
St. Johann:	5 Personen.

Blinde Alarme, die ohne Gefahr verlaufen, wechseln nunmehr mit solchen ab, die den Tod im Gefolge haben. Diese Zermürbungstaktik der gegnerischen Luftwaffe erfüllt vollkommen ihren einkalkulierten Zweck. Die Saarbrücker streiten sich jetzt nicht mehr über die Frage, ob etwas passiert oder nicht, sondern suchen eiligst die sicheren Schutzräume auf, wenn die Sirene warnt.

Die Hauskeller, die bisher aus Bequemlichkeitsgründen guten Zulauf fanden, werden in der Folge immer mehr gemieden. Die grauenhaften Bilder der in solchen Kellern Verschütteten, Erstickten und Verbrannten, die oft eines unbeschreiblichen Todes starben, sind allen eine Mahnung zur äußersten Vorsicht.

Nach diesen letzten, kurz hintereinander erfolgenden Fliegerangriffen, wachsen die Trümmerberge den Behörden und den Bewohnern der Stadt buchstäblich über den Kopf.

Den Hütern der städtischen Baumaßnahmen nehmen die Wellen der Vernichtung jeglichen Elan. Was Behördengeist im Laufe der Jahrhunderte an baupolizeilichen Vorschriften zusammengetragen hat, stempeln die Bombenschützen des Gegners mit einem Handgriff zur Bedeutungslosigkeit.

Der Beamte, der früher wegen fünf Zentimetern Maßunterschied die Gefährdung irgendeines Baues und damit seiner Bewohner als gegeben ansah, sieht heute darüber hinweg, wenn sich die eine oder andere Familie in einem ausgebrannten, nun wirklich baufälligen Anwesen einen Raum als Unterkunft notdürftig herrichtet.

Auf freien Plätzen, in den blühenden und grünenden Anlagen der Stadt, türmt sich der Schutt zu Bergen. Im Schatten der Ludwigskirche, unter den alten, ehrwürdigen Bäumen, lagert der Stadtteil Alt-Saarbrücken seine zersplitterten Fensterscheiben auf. Schaufenster und Wohnungsfenster stapeln sich hier meterhoch.

Schuttberge, ausgebrannte Ruinen, beschädigte und unbeschädigte Häuser wechseln im Straßenbild einander ab. Was die Bomben von einem Haus übrig lassen, das dient dem anderen zur notdürftigen Reparatur. Eine weißlackierte Schlafzimmertür erfüllt auch ihre Daseinsberechtigung als Haustüre. Wer achtet schon darauf und wen stört es gar, wenn auf einem Dach drei oder vier Sorten Ziegeln liegen?

Neben den gänzlich zerstörten, heben sich die schwerbeschädigten Häuser fast wie Glückskinder Fortunas ab. Überall sieht man sie, ohne Dächer und auch solche, denen ganze Stockwerke fehlen. Bei anderen wiederum hat sich durch den Luftsog diese oder jene Hauswand gelöst und ist eingestürzt. Die so entstandenen Öffnungen gewähren den Straßenpassanten einen ungehinderten Einblick in Küchen, Wohn- und Schlafzimmer.

Gleich dem bekannten Bleigießen in der Sylvesternacht schaffen die Stunden der Vernichtung die seltsamsten baulichen Gebilde. Hier ist es ein Treppenhaus, das freistehend in die Luft ragt. Man muß schon seine Fantasie bemühen, will man sich das Haus vorstellen, welches dieses Treppenhaus einst „umrahmte“.

Keinerlei Fantasie dagegen bedarf es, wenn man plötzlich vor einem mehr oder minder großen Berg aus Holz, Eisenträgern und Steinen steht. Hier wird jeder sofort sagen: „Dieser Haufen da, das war einmal ein Haus!“ Der von den Bomben erzeugte und emporgeschleuderte Staub bedeckt das ganze Stadtgebiet. Er hüllt alles, Dächer, Straßen und Grünanlagen, in ein schmutziges Grau ein, dringt in die noch unversehrten Wohnungen und läßt dort die Hausfrauen einen vergeblichen Kampf führen.

In den Trümmern rackern sich die Ausgebombten im Schweiß ihres Angesichtes ab, um aus den verschütteten Haushaltungen das zu retten, was noch zu retten und brauchbar ist. Bestahlhelmete Luftschutzpolizei, zerlumpete Kriegsgefangene, Fremdarbeiter und Handwerker aller Gattungen kommen nach einem Angriff kaum aus den Kleidern.

Der Krieg hat auch seine Denkmäler in die Schaufenster der Geschäfte gesetzt, um die Augen der Menschen nicht so sehr durch die Leere — sprich Armut — zu erschrecken. Dort, wo in Friedenszeiten viele Dutzend Sorten Torten, Kuchen und Gebäck lockten, wo Pralinen und Schokolade sich in bunter Fülle anboten, hat der Herr Konditor heute einen kleinen, häßlichen und gipsernen Gartenzwerg stehen. Und nebenan in der Metzgerei erzählen glänzende Würste und prächtige Schinken aus Porzellan von den nahrhaften Herrlichkeiten vergangener Zeiten.

Nur die Schreiberlinge des Durchhaltegeistes in den Redaktionen der Zeitungen werden von all diesen Dingen nicht berührt, sie ignorieren sie und flechten weiter an dem für das Volk schon imaginär gewordenen „Siegeskranz“. Sie wollen nicht wahrhaben, daß dieser „Siegeskranz“ nur noch aus Blut, Tränen und Vernichtung, Flügen und Verwünschungen besteht.

(14)

Angst und Grauen sitzen der Saarbrücker Bevölkerung ständig im Nacken. Die Fliegerangriffe gehen weiter, aber die Menschen sind müde geworden und ohne Hoffnung.

Wem es gestern noch gelungen ist, trotz Materialnot seine Wohnungsschäden wieder einigermaßen auszubessern, steht morgen schon wieder vor einem Scherbenhaufen.

Der 28. und 29. Juni bringen für die Stadt wieder zwei größere Angriffe, die neben neuen Gebäudeschäden auch 35 Todesopfer fordern. In

Alt-Saarbrücken:	18 Personen;
St. Johann:	8 Personen;
Malstatt:	7 Personen;
St. Arnual:	2 Personen.

Der Tod geht wahllos im Stadtgebiet um. Mal schlägt er rechts der Saar mit unerbittlicher Faust zu, dann wieder links, heute ist es Alt-Saarbrücken, das ihm Tribut zollen muß, morgen Malstatt oder Burbach.

Der Flugradius der Feindbomber wird von Tag zu Tag größer, und auch ihre Geschwindigkeit nimmt ständig zu. Leichte Staniolstreifen, die von den Besatzungen der Flugzeuge abgeworfen werden und an deren Zweck und Sinn die Saarbrücker lange vergeblich herumsäuseln, bringen die Peilstationen der Abwehrbatterien in Verwirrung, und ihre Granaten können immer mehr die fliegenden Ziele nicht finden. Die Radargeräte aber erlauben es den englischen und amerikanischen Bombenschützen, ihre Todeslast selbst in der schwärzesten Nacht genau dort abzuladen, wo es ihnen befohlen wurde. Auf deutscher Seite tragen die V-Waffen Schrecken und Verderben nach England.

Der zivile Luftschutz hält auch in Saarbrücken mit den technisch immer perfekter werdenden Angriffen aus der Luft nicht einmal hinkend Schritt, er bleibt ganz und gar zurück.

Die Menschenverluste in unserer Stadt sind zum Großteil darauf zurückzuführen, daß für viele der Anmarschweg in die sicheren Bunker und Bergstollen zu weit ist. Man sucht also bei Alarm die eigenen Hauskeller auf, die praktisch gar keinen Schutz mehr garantieren, und hier hat man dann nur noch die eine Hoffnung, daß das Haus von einem Volltreffer verschont bleiben möge.

Aus den Lautsprechern der Rundfunkapparate kommt kaum noch Musik. Diese muß immer mehr den Durchsagen der Luftwarnung weichen. Und das hört sich dann fast wie ein Hörspiel an:

„Achtung! Achtung! Feindliche Bomberverbände sind in Deutschland eingeflogen!“

An diese Ankündigung, die Millionen Menschen in Unruhe und Angst versetzt, knüpft sich dann die Mitteilung, daß die Verbände von West oder

Süd oder einer anderen Himmelsrichtung kommen. Die Kette der Informationen reißt dann in der Regel nicht mehr ab:

„Achtung! Achtung! Die feindlichen Bomberverbände nähern sich Koblenz!“ Und dann wieder: „Die feindlichen Verbände haben ihren Kurs geändert und fliegen in südwestlicher Richtung weiter!“

So erfreulich diese der Sicherheit dienenden Nachrichten auch sind, tragen sie jedoch erheblich dazu bei, daß die Nervosität der Bevölkerung ständig wächst und die Menschen kaum noch zur Ruhe kommen. Diese tritt erst dann ein, wenn die Meldung durchgegeben wird:

„Über dem deutschen Reichsgebiet befinden sich keine feindlichen Flugzeuge mehr!“

Das ist aber in den wenigsten Stunden des Tages und der Nacht der Fall. Saarbrücken verliert immer mehr Ruhe und Ordnung.

Beim ersten Sirenton verlassen die Menschen ihre Häuser und strömen auf die Straße. Der Eilmarsch in die Luftschutzstollen, Felsenkeller oder Hochbunker beginnt. Koffer und Gepäckstücke werden durch die nachtdunklen Straßen geschleppt. Das ursprüngliche Handgepäck hat sich in den Inhalt ganzer Kleiderschränke verwandelt. Es ist kein Geheimnis mehr, daß die den Ausgebombten ausgehändigten Bezugscheine für Wäsche und Hausrat in immer weniger Fällen eingelöst werden können.

Die Leute hasten und keuchen über das Pflaster. Kinder krampfen sich ängstlich an die Rockschoße der Mutter.

Eine durch die Finsternis flatternde Stimme: „Heerener, es brummt schun!“ — läßt die Eilenden noch schneller ausschreiten, die Furcht noch weiter ansteigen.

Wer in den Strom des dahinhastenden, Sicherheit suchenden Menschenwirrwarrs gerät, muß sich dem Tempo der Menge angleichen, darf keine Rücksicht verlangen. Jeder rennt um sein eigenes Leben. Und doch sind auch in solchen Minuten Beispiele vorhanden, die das Wort Nächstenliebe nicht zu einem leeren, hohlen Wort stempeln.

Hier haben zwei junge Mädchen einen alten Opa in ihre Mitte genommen und führen den sehbehinderten Greis Schrittchen für Schrittchen in Sicherheit. Sie kennen ihn gar nicht, den alten Mann, und doch lassen sie ihn nicht hilflos zurück. Und dort ist es ein „Schulerbub“, wie der Saarbrücker sagt, der einer kinderreichen Mutter beisteht, ihre Kleinen nicht in der jagenden Menge zu verlieren.

In den Luftschutzräumen selbst ist immer wieder ein stiller Kampf um die einzelnen Plätze zu beobachten. Der häufige Besuch der Bunker und Stollen hat überall „Stammkunden“ entstehen lassen, die hartnäckig ihre „Stammsitze“ beanspruchen und verteidigen.

Die vielen, sich in die Schutzräume drängenden Menschen, lassen die Luft in den Gängen und Kammern recht bald zu einem greifbaren Etwas werden, so dick und dicht wird sie. Daran können auch Entlüftungsanlagen nicht viel ändern. Aber wen kümmert schon die schlechte Luft. Das Gefühl der Sicherheit überwiegt die Empfindlichkeit der Nasen. Und dann, wenn es draußen weder kracht oder poltert, fördert es auch das Schlafbedürfnis. Läßt die Entwarnung sehr lange auf sich warten, dann gleichen die Schutz-

räume nicht selten einer großstädtischen „Penne“, in der sich die „Ritter der Landstraße“ die Nacht um die Ohren schlagen.

Zusammengekrümmt liegen die Menschen auf dem Boden oder versuchen in hockender, ja sogar in stehender Stellung eine Mütze voll Schlaf zu erhaschen.

Von einem auch nur annähernd normalen Leben kann nirgendwo mehr eine Rede sein. Niemand vermag sich diesem zu entziehen. Der Metzger läßt ebenso seine spärlich vorhandenen Würste im Stich, wie der Bäcker seine Brote. Wer denkt schon beim Ertönen der Sirenen daran, das Feuer im Herd zu versorgen, den Gashahn abzdrehen oder die Kartoffeln vom Ofen zu holen? Jeder denkt zuerst an sich selbst und sein gefährdetes Leben. Andere Überlegungen und Handlungen finden keinen Raum.

Dafür treten aber die Polizei und die Luftschutzpolizei immer mehr in Erscheinung. Beobachtungsposten und Maschinengewehrnester schauen aus luftiger Höhe auf die Stadt herab. Kirchtürme, Hoteldächer und andere hohe Gebäude werden in militärische Basen umgewandelt, die dazu aussersehen sind, die Stadt zu verteidigen zu helfen. Die Maschinengewehre sollen die Tiefangriffe einzelner Feindmaschinen abwehren, während die Beobachtungsposten, die telefonisch mit der Luftschutzzentrale in Verbindung stehen, die Bombeneinschlagsstellen und die Brände in ihrem Bereich zu melden haben.

Die Saarbrücker lächeln mitleidig über diese Maßnahmen. Sie sehen es ja immer wieder, daß selbst die schweren Flakgeschütze die Bomber des Gegners nicht davon abhalten, ihre Vorhaben auszuführen. Der Vorfall auf dem „Kleinen Exerzierplatz“ gab ein grausiges Beispiel:

Einige Volltreffer in die dortige Flakstellung kostete fast der gesamten Bedienung der Meß-Staffel das Leben. Es waren der Schule noch nicht entwachsene Jungens, Flakhelfer.

Am 13., 16., 19. und 21. Juli fallen wiederum Bomben auf das Stadtgebiet von Saarbrücken und löschen insgesamt 71 Menschenleben aus. 51 Männer und 20 Frauen werden aus dem Kreis ihrer Verwandten und Freunde gerissen.

St. Johann:	63 Personen;
Malstatt:	5 Personen;
Alt-Saarbrücken:	3 Personen.

12 Tote, zehn Männer und zwei Frauen, stehen auf der Verlustliste, die nach den Angriffen vom 3., 9. und 11. August dem Standesbeamten der Stadt zur Auslöschung aus dem großen Register vorgelegt wird. Von den Opfern wohnten in

Malstatt:	5;
Burbach:	4;
Alt-Saarbrücken:	3.

In der Metzgerei-Gaststätte Schauß in der Mainzer Straße herrscht Hochbetrieb. Die Zubereitung der Speisen und die Größe der Portionen werden in der ganzen Stadt gelobt. So nimmt es denn nicht wunder, daß die Tische zu den Mahlzeiten immer dicht besetzt sind. Die Alarmsirenen heulen, aber kein Gast verläßt die dampfenden Schüsseln. Eine Bombe durchschlägt die

Decke und detoniert mitten im Lokal. Noch Tage danach sucht man die zerfetzten Leichen unter den Trümmern.

Nicht viel weiter befindet sich die Ulanenkaserne, die von der Polizei belegt ist und die über einen recht stabilen Luftschutzbunker verfügt. Auch hier ist es gerade Essenszeit. Ein Teil der Kasinogäste — Angehörige hoher Dienstgrade — hält es für angebrachter, mit hungrigem Magen weiter zu leben, als satt von dem Tod überrascht zu werden. Die Herren verlassen den gedeckten Tisch und wollen sich in den Schutzraum begeben. Sie laufen direkt in die Bomben. Denen, die sich nicht vom Eintopf trennen konnten, wird nicht ein Haar gekrümmt.

Die Tagesangriffe nehmen nun immer mehr Formen an, die man bisher kaum für möglich gehalten hatte.

Der "Jabo" (Jagdbomber), eine neue Variante im ohnehin schon brutalen und rücksichtslosen Luftkrieg, wird fast ein Dauergast in den Wolken über Saarbrücken. Diese äußerst schnellen und wendigen, aber recht stark bewaffneten Maschinen, erscheinen einzeln und in Rudeln. Sie haben nur den einen, aber äußerst wichtigen Auftrag: noch mehr Verwirrung in die Reihen der deutschen Bevölkerung zu bringen und die sowieso schon überbeanspruchten Nerven der Menschen noch härter zu strapazieren.

Daueralarme — ob mit oder ohne Bomben — kann sich die deutsche Wirtschaft, vor allem aber die Rüstung nicht mehr erlauben. Jede Arbeitsstunde ist kostbar und jede Minute Stillstand verursacht ungeheure Schäden. So bleibt es denn nicht aus, daß schließlich die Sirenen schweigen, wenn „nur“ Einzelflieger über Saarbrücken erscheinen.

Fast ungestört treiben sie ihr grausames Spiel. Sie schießen auf fahrende Eisenbahnzüge und Automobile, auf pflügende Bauern und Ackerpferde, und wie der Blitz brausen sie über Straßen und Plätze der Stadt und feuern mit den schweren Bordwaffen auf die entsetzten Passanten.

Erholungsanlagen und die städtischen Gärten beginnen zu verwildern. Niemand scheint dies zu bemerken und niemand ist da, der etwas dagegen tun könnte. Andere, größere Sorgen belasten den Einzelmenschen und andere, größere Sorgen hemmen auch das Wollen der zuständigen Behörden.

Der Wettlauf zwischen der robusten Kraft der Vernichtung und dem menschlichen Leistungsvermögen ist schon lange entschieden.

Trostlos ist das Bild in den Straßen. Die städtischen Straßenkehrer sind rar geworden. Man erblickt keinen mehr von ihnen. Was sollten sie auch mit einem kümmerlichen, dünnhaarigen Besen gegen die Berge von Sand und Steinen ausrichten. Sie kapitulieren.

Die Zermürbungstaktik des Gegners aber geht weiter. Am 11. September kommt in Malstatt bei einem Angriff ein Mann ums Leben.

Der Herbst bringt neue Sorgen. Er meldet mit kühlen, manchmal gar recht kalten Winden den kommenden Winter an. Und vor diesem Winter fürchten sich auch viele Saarbrücker. Wer in einer von Bombengewalt rampolierten Wohnung hausen muß, in die durch die Risse in den Mauern und die fehlenden, zerbrochenen Fensterscheiben Kälte und Feuchtigkeit ungehindert Einlaß finden, der bedauert zutiefst den Wechsel der Jahreszeiten.

MITTELSTÄDT GEGEN FEUERBACH

Altes und Neues zur Kaspar-Hauser-Frage

IN DIESER ARBEIT BENUTZTE BÜCHER:

Dr. Otto Mittelstädt: Kaspar Hauser und sein badisches Prinzentum, Heidelberg, Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann, 1876, 168 S.

Anselm Ritter von Feuerbach's Leben und Wirken aus seinen ungedruckten Briefen und Tagebüchern, Verträgen und Denkschriften veröffentlicht von seinem Sohne Ludwig Feuerbach.

1. Bd. XXXIV und 327 S.

2. Bd. VIII und 378 S.

Leipzig Verlag von Otto Wigand 1852. Im folgenden zitiert als L. F. I und II.

Dr. Julius Meyer: Authentische Mitteilungen über Kaspar Hauser, Ansbach, Verlag von Fr. Seybold 1872, dasselbe 2. umgearbeitete Auflage Ansbach 1913, 253 S.

G. Friedrich Kolb: Kaspar Hauser, Regensburg 1883, Verlag von Alfred Coppenrath, 132 S.

Gustav Radbruch: Paul Johann Anselm Feuerbach. Ein Juristenleben. Wien 1934, Verlag Julius Springer, 221 S.

Bernhard Kipper: Johann Paul Anselm Feuerbach. Sein Leben als Denker, Gesetzgeber und Richter. C. Heymanns Verlag Köln, 1969, 200 S.

Hermann Pies:

- I Kaspar Hauser, Augenzeugenberichte und Selbstzeugnisse, Robert Lutz Verlag GmbH Stuttgart, 1925, 301 S.
- II Kaspar Hauser, Augenzeugenberichte und Selbstzeugnisse, Robert Lutz Verlag GmbH Stuttgart, 1925, 320 S.
- III Fälschungen und Tendenzberichte einer „offiziellen“ Kaspar-Hauser-Literatur. Aktenmäßige Feststellungen. J. L. Schrag Verlag Nürnberg, 1926, 98 S.
- IV Die amtlichen Aktenstücke über Kaspar Hausers Verwundung und Tod, Kulturhistorischer Verlag Bonn, 1926, 334 S.
- V In memoriam Adolf Bartning. Altes und Neues zur Kaspar-Hauser-Frage, C. Brügel & Sohn, Ansbach, 1930, 280 S.
- VI Die Wahrheit über Kaspar Hausers Auftauchen und erste Nürnberger Zeit, Minerva-Verlag Saarbrücken, 1956, 367 S.
- VII Kaspar Hauser. Eine Dokumentation. V. Brügel & Sohn, Ansbach, 1966, 312 S. und 32 Tafeln.
- VIII Die deutschen politischen Flüchtlinge im Vormärz und die Kaspar-Hauser-Frage. Saarbrücker Hefte Nr. 29. Minerva-Verlag Saarbrücken 1969.
Im folgenden zitiert als I . . . bis VIII.

In „Saarbrücker Hefte“ Nr. 29, 1969, Seite 5 bis 62, habe ich in der Arbeit: „Die deutschen politischen Flüchtlinge im Vormärz und die Kaspar-Hauser-Frage“ dargelegt, wie diejenigen Kreise, die durch Emigration mehr oder minder dem Machtbereich des dynastischen Absolutismus entrückt waren, ihrem Glauben an das badische Prinzentum Kaspar Hausers Ausdruck gaben. Nun möchte ich aber auch nicht versäumen, auf die Arbeiten derjenigen einzugehen, die meinen, diese Theorie „ein für allemal“ widerlegt zu haben. Da kommt vor allem das Buch infrage „Kaspar Hauser und sein badisches Prinzentum“ von Otto Mittelstädt, auf das im folgenden eingegangen ist. In einem unnummerierten, dem weiteren Text vorgehefteten Blatt, datiert „Hamburg, im Oktober 1875“ heißt es:

„Die nachstehenden Blätter enthalten im wesentlichen den Wiederabdruck einer Reihe von Artikeln, welche die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ (Nr. 239 u. ff.) im letzten September veröffentlicht hat“. Diese Artikel der „Augsburger Allgemeinen“ haben ihrem Autor umgehend entrüstete Generklärungen, vor allem in der „Frankfurter Zeitung“ eingebracht. Dar-

auf bezieht sich Mittelstädt hier befindliche Aussage: „Ich habe darauf verzichten müssen, den rückhaltslosen Ton der gegen Anselm von Feuerbach gerichteten Kritik in der Hauptsache zu mildern, obwohl ich mir nicht verhehlen konnte, daß er auch auf nicht gegnerischer Seite Anstoß erregen würde“. Die Schuld daran, daß „Feuerbachs Name“ in die „über Kaspar Hauser mit Baden angezettelten Händel hineingezerrt worden“ sei, schiebt Mittelstädt denjenigen zu, die Feuerbachs Kaspar-Hauser-Buch und sein „Mémoire“ an die verwitwete Bayerische Königin Caroline „zum Deckmantel für nichtsnutzige politische Hetzereien mißbrauchen“.

Zum Schluß dieses einleitenden Abschnitts lehnt Mittelstädt es ab, sich „auf eine weitere Polemik“ mit den Gegnern seiner Ansichten „einzulassen“, von denen er behauptet, daß ihnen „entweder die intellektuellen oder die moralischen Voraussetzungen für eine Verständigung fehlen“, gewiß ein allzu bequemes Verfahren! Auf Seite 1 bis 4 der eigentlichen Einleitung spricht Mittelstädt von der Aufgabe, die er sich gesetzt habe, „fürwahr, ein mühevolleres, unerquickliches, in jeder Hinsicht wenig verlockendes Geschäft“, nämlich „die jüngste Phase jener geheimnisvollen Geschichte von Kaspar Hauser, welche eine Feuerbach'sche Hypothese zur historischen Gewißheit hat erheben wollen, einer unbefangenen, aber rückhaltslosen, wissenschaftlichen Beleuchtung zu unterziehen“ (S. 2). Mittelstädt schließt seine Einleitung: „Zur Vervollständigung dieser Vorbemerkungen mag endlich nicht unerwähnt bleiben, daß ich dankbar die Bereitwilligkeit anzuerkennen habe, mit der mir seitens der großherzoglichen Archivverwaltung in Karlsruhe jede Auskunft, die ich wünschte, und jede Einsicht in vorhandene Urkunden, auf die ich Wert legen zu müssen glaubte, erteilt und gewährt worden ist. Vor allem war mir dabei an der Feststellung gelegen, daß in den Archiven des großherzoglichen Hauses nichts Urkundliches vorgefunden worden ist, das zur Enträtselung der Persönlichkeit Kaspar Hausers in dem einen oder anderen Sinne von Bedeutung sein könnte, das nicht schon veröffentlicht wäre oder das der Welt zu verheimlichen im Interesse Badens läge. Die Gewinnung dieser persönlichen Überzeugung war mir die wertvollste Ausbeute des nach Karlsruhe gerichteten Teils meiner Vorarbeiten“ (S. 3 f.). Schade, daß Mittelstädt uns nicht mitteilt, wie er aus diesem nicht vorgefundenen „Urkundlichen“ eine „persönliche Überzeugung“ gewinnen konnte.

In dem nun folgenden Abschnitt „I“ (S. 5—24) gibt nun Mittelstädt aus seiner Sicht eine Darstellung der Geschichte „der Sage von dem badischen Prinzentum Kaspar Hausers“ bis 1875. Er meint: „Wie viel schon vor dem Auftreten Hausers unter der Regierung Großherzog Ludwigs (1818—1830) in den badischen Landen von dem auffällig schnellen Absterben der Söhne Großherzog Karls, von Vergiftung und Raub derselben, wieviel später nach der geheimnisvollen Erscheinung des Unbekannten von dem möglichen Zusammenhang zwischen Hauser und einem der beiden 1812 und 1817 verstorbenen Erbprinzen geflüstert und geredet worden ist, entzieht sich der Erkennbarkeit“ (S. 5).

Nun bemerkt er aber selbst zu diesem Abschnitt in einer Anmerkung: „Vgl. Professor Pierson in der ‚National-Zeitung‘ 1875, Nr. 133, 137, 139“. Und dort liest man u. a.: Das „badische Volk“ „machte, in seiner Vorstellung, wie für den Tod der Söhne die Hochberg, so für den Tod des Vaters den

Markgrafen Ludwig verantwortlich. Dieser sollte den Großherzog Karl zu wilden Ausschweifungen haben verleiten lassen, die dessen Gesundheit so frühzeitig zerrüttet hätten. Dies war die erste Gestalt, in welcher das Gerücht über die verderbliche Tätigkeit der Hochberg und Ludwigs auftrat, und in dieser Form fand es länger als ein Jahrzehnt beim Volke den meisten Glauben“, und weiter:

„In allen Teezirkeln und in allen Schenken Badens diskutierte man dies Thema. Die badische Polizei war so taktlos, den Leuten das Reden über Kaspar Hauser zu verbieten; natürlich tat man es nun erst recht. Es ist in den Jahren 1828 und 1829 im Lande Baden wohl von keinem Gegenstand so viel gesprochen worden als von Kasper Hauser (Nr. 133 gegen Schluß). Wir sehen also, für Pierson „entzieht es sich keineswegs der Erkennbarkeit“ wieviel vor und nach dem Auftauchen des Hauser „in den badischen Landen“ „geflüstert und geredet worden ist“.

Weiterhin versucht Mittelstädt, „die Behauptung des Vormundes und Erziehers Hausers, von Tucher, schon in den Julitagen 1828 sei der Bürgermeister Binder in Nürnberg durch einen anonymen Brief auf die Zähringer-Abkunft Hausers hingewiesen worden“, abzuwerten. Zwar könne dies „nicht mehr unmittelbar durch die Akten kontrolliert werden“, denn das betreffende „Heft“ (wieso Heft? — immerhin ein Band von 207 Folien! Ps.) sei ja verschollen, aber auch in den Akten der nachher mit der Hausersache befaßten Behörden sei von diesem anonymen Brief nicht mehr die Rede! Überhaupt „aktenmäßig steht fest, daß nirgends ¹⁾ in den Akten der Nürnberger und Ansbacher Kriminaluntersuchung . . . von einem gleich zu erwähnenden Vorgang abgesehen . . . ein Verdacht gegen das badische Fürstenhaus angeregt, ausgesprochen oder erörtert worden ist (S. 6 f.).

„Dieses namenlose Schriftstück vom Januar 1834, die erste bestimmt und unmittelbar gegen Baden aus verstecktem Winkel hinausgeschleuderte Verdächtigung, steht in offenbarem Zusammenhang mit einer trüben Flut politischer Bewegungen ²⁾, welche zur selben Zeit an anderer Stelle die Geschichte von Kaspar Hauser, seiner geheimnisvollen Herkunft und seinem rätselhaften Tode für den politischen Parteizweck zu verwerten begannen“ (S. 8).

Ob Mittelstädt wirklich glaubt, mit dieser kategorischen Feststellung alle vor 1834 „hinausgeschleuderten Verdächtigungen gegen Baden“ hinweggezaubert zu haben? Er fährt fort: „Es gab politische Verfolgungen, und es gab politische Flüchtlinge. Der ‚Tyrannenhaß‘ deutscher Art schoß wieder üppig ins Kraut“ (S. 8) und kommt dann auf „die Flüchtlingswirtschaft von Garnier und Genossen“ zu sprechen.

„Natürlich ging man seitens der badischen Regierungsorgane gegen die Flugschrift und ihren Verfasser mit den polizeilichen Mitteln vor, welche damals in Deutschland die landesüblichen waren: man suchte die Verbreitung der Broschüre unbedingt zu verhindern, der Person des Verfassers habhaft zu werden, und als es gelungen war ihn zu ergreifen, begnügte man sich mit polizeilicher Festhaltung des Fangs, scheute ängstlich zurück vor dem Skandal eines Kriminalprozesses, und ließ endlich den Übeltäter wieder laufen“ (S. 9).

Weiß denn Mittelstädt nicht, daß es keineswegs damals üblich war, Übeltäter und dazu noch politische, laufen zu lassen, wenn man sie gefaßt hatte?

Sie wurden zum Tode verurteilt, günstigenfalls zu langjährigen Zuchthausstrafen „begnadigt“. (Zahlreiche Beispiele in: Wilhelm Schulz und Carl Welcker, Geheime Inquisition, Censur und Kabinettsjustiz im verderblichen Bunde, Karlsruhe 1845).

Es mußten also ganz bestimmte gewichtige Gründe vorliegen für dieses Laufenlassen. Kolb meint dazu (1883, S. 26): „Während man nach der ganzen Individualität desselben (nämlich des badischen Ministers Winter) erwarten mußte, es könne ihm, einem Manne der Öffentlichkeit, der durch sie zu seinen größten Triumphen gelangte, — nur im höchsten Maße erwünscht sein, in öffentlicher Gerichtsverhandlung den Pamphletisten Garnier zu dem Geständnis zu zwingen, absolut nichts in der Hauser'schen Geschichte zu wissen und dieses Faktum durch gerichtliches Urteil zu konstatieren, — sträubt er sich zwar anfangs heftig gegen die geforderte Freilassung des Beschuldigten, zieht es aber schließlich doch vor, dieselbe zu gewähren, da er sieht, daß er das Öffentlichwerden der Sache sonst nicht mehr verhindern kann“.

Nun kommt Mittelstädt auf Hennenhofer zu sprechen, von dem er (S. 9 bis 11) folgendes nach den verschiedensten Seiten hin anfechtbare Porträt entwirft: „In Mahlberg in Baden lebte damals ein ehemaliger Major namens Hennenhofer, eine ziemlich zweifelhafte Persönlichkeit, die im Jahre 1812, neunzehn Jahre alt, von Mannheim nach Karlsruhe gekommen, sich unter Großherzog Karl vom Handlungslehrling zum Feldjäger und Rittmeister, dann zum Günstling des Großherzogs in die Höhe gearbeitet hatte, unter Großherzog Ludwig zuerst zurückgesetzt, erst nachdem derselbe 5 Jahre lang regiert, als dessen Adjutant zu manchen verfänglichen Geschäften verwendet und mit dem Tode seines Beschützers vom badischen Hof entfernt worden war. War es nun das unruhige Gewissen, das den vom Volke verabscheuten Mann fürchten ließ: Garnier, der in seiner Broschüre schon entfernt auf ihn als Mörder Kaspar Hausers hingedeutet hatte, könne in weiteren Brandschriften seine Vergangenheit noch unmittelbarer in Angriff nehmen; war es das Bemühen, sich durch Kundschafterdienste in Karlsruhe wieder zu insinuierten; waren es andere Beweggründe — kurz, Hennenhofer ließ sich mit Garnier und dessen Sippschaft in eine Reihe von Zwischen-trägereien, Heimlichkeiten, Geldversprechungen, Korrespondenzen der verschiedensten Art ein, alles zu dem Zwecke, das Treiben der Gesellschaft auszuspähen, die Verbreitung der Garnier'schen Broschüre zu hintertreiben oder die Flüchtlinge zum Schweigen zu bringen. Was er dadurch erreichte, bestand lediglich darin, daß Garnier und seine Freunde (Sailer, Dieffenbach, Singer u. a. m.) nunmehr erst recht von der Wichtigkeit ihres Tuns überzeugt, nicht mehr zweifelten, in Hennenhofer einen Hauptverbrecher entdeckt zu haben. Der eine teilte dem anderen das Geheimnis mit, die Hennenhofer'schen Briefe wurden erst im engeren Kreise der Clique herumgezeigt, dann unter allerlei Zufällen veröffentlicht, und obwohl dieselben nicht ein Wort enthielten, das auf irgendeine verdächtige Beziehung zu Kaspar Hauser gedeutet werden konnte, stand es ihnen doch fest: Hennenhofer sei ein Hauptwerkzeug Badens im Lebenslauf und Ende Kaspar Hausers gewesen. Mit der Imputierung des Mordes hatte man angefangen: jetzt wurde ins Blaue hinein, ohne Sinn und Verstand, ohne Rücksicht auf den Gang der Zeiten und den Wechsel der Regierungen, auf Hennenhofers persönliche, an willkürlichem Wandel reiche Stellung zu den

Großherzögen Karl, Ludwig und Leopold, dieser für alles verantwortlich gemacht, was von 1812 bis 1833 Hauser Böses angetan worden sein sollte.“ Mit diesen Ausführungen Mittelstädts vergleiche man die im folgenden wiedergegebene Darstellung von Weechs, die man wohl als „offiziell“ bezeichnen kann, und man wird erstaunt sein, was Mittelstädt aus seiner Quelle, auf die er sich ja ausdrücklich beruft, gemacht hat. Bezeichnend ist vor allem die Anmerkung 3, wo er seine Absicht, die Bedeutung des Hennenhofer möglichst zu verkleinern, amtlich untermauern will. Doch nun der Artikel von Weechs aus seinen „Badischen Biographien“ nur unwesentlich gekürzt:

„Johann Heinrich David von Hennenhofer.

Während der 70er Jahre, seit das Großherzogtum Baden besteht, hat vielleicht kein badischer Staatsdiener eine eigentümlichere Stellung eingenommen als dieser Emporkömmling. Geschmeidiger Hofmann, intelligenter Diplomat, einflußreicher und gewandter Geschäftsmann in Uniform, ohne je im aktiven Heere gedient zu haben, war Hennenhofer jedenfalls eine einzig dastehende Erscheinung, seine Persönlichkeit von einem fast romanhaften Nimbus umgeben.

Zu Gernsbach am 12. März 1793 als Sohn des Schiffers Matthias Hennenhofer geboren, fand er noch jung als Kommiss in der Buchhandlung von Schwan und Götz zu Mannheim eine Stellung. Seine ausgezeichnete schöne Handschrift machte ihn zuerst in weiteren Kreisen bekannt. Am 25. April 1812 wurde er als Feldjäger nach Karlsruhe berufen und vorzugsweise als Kabinettskurier verwendet. 1813 zum Feldjägerleutnant, 1815 zum Premierleutnant, 1816 zum Stabsrittmeister von der Suite der Kavallerie, 1817 zum Inspektionsadjutanten des Großherzogs Karl ernannt, bewegte er sich größtenteils in der Umgebung dieses Fürsten, den er u. a. zum Kongreß nach Wien begleitete. Er war eine der wenigen Persönlichkeiten am Hofe, die nach dem Regierungsantritte des Großherzogs Ludwig in ihrer Stellung verblieben; 1814 wurde er zum Flügeladjutanten befördert. Inzwischen hatte ihn der Staatsminister von Berstett auch in die diplomatische Sektion des auswärtigen Ministeriums herübergezogen, und er war von diesem Staatsmann zu mehreren vertraulichen Sendungen verwendet worden, wie er denn auch mit seinem Chef zur Zeit der Ministerialkonferenzen von 1819—1820 in Wien anwesend war. In dieser doppelten Eigenschaft, im Kabinett des Fürsten und des Ministers, entwickelte Hennenhofer eine vielseitige, ganz ungewöhnliche Tätigkeit. Entschiedener Günstling des Großherzogs, den er nie verließ, und dem er mit unbedingter Treue ergeben war, unentbehrlich in politischen Verhandlungen, in beständigem Verkehr mit dem diplomatischen Korps und den höheren Gesellschaftskreisen der Residenz, immer vermittelnd, ausgleichend, schien er oft sich selbst zu vervielfältigen, so häufig wurde er überall gesehen. Ohne wissenschaftliche Vorbildung, selbst ohne gründliche Kenntnis fremder Sprachen wußte Hennenhofer durch natürlichen, klaren Verstand, eine seltene Auffassungsgabe und einen gewissen Takt den Mangel an gehöriger Erziehung zu ersetzen. Er arbeitete unermüdlich mit der Feder wie mit der Zunge und schreckte vor der Behandlung keiner, noch so verwickelten Frage zurück. Sein Stil entsprach nicht immer den zierlichen Schriftzügen. Seine Schreibart hatte allerdings einen gewissen, einst viel bewunderten Schwung; frische Gedanken, neue Wendungen mit passenden Zitationen entströmten in Fülle

seiner Feder, dagegen findet man in seinen Noten und Briefen gar viele Gemeinplätze oder gesuchte, hochtrabende, selbst poetische Phrasen, welche die gewöhnliche Amtssprache der Kabinette in ihrer Glätte und Abrundung nicht kennt. Ein gründliches, nachhaltiges Wirken war aber wohl bei dem Strudel von Geschäften aller Art, von dem er fortgerissen wurde, von Hennenhofer nicht zu erwarten. . . . 1828 war er zum Direktor der diplomatischen Sektion im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ernannt und in den Adelsstand erhoben worden. Diese seine Ausnahmestellung machte ihm selbstverständlich nur wenige Freunde; umso mehr Neider und erbitterte Gegner schuf sie ihm. Er ertrug ihre Angriffe mit Gleichgültigkeit oder mit einer Bonhomie, die nicht ohne feine Ironie und Schlaueit war. Wohl nur in seltenen Fällen mißbrauchte er seinen so schwer wiegenden Einfluß, und dem gewiß berechtigten Tadel, den viele seiner Handlungen fanden, den Anfeindungen und Vorwürfen, die ihn nicht unverdient trafen, müssen billigerweise auch wieder ehrenhafte Züge gegenübergestellt werden. Er trug seinen Feinden nur selten etwas nach, war nicht eigennützig, gab vielmehr mit vollen Händen, und war gerne bereit, seine natürlich oft genug angerufene Verwendung in Personalfragen eintreten zu lassen. Nach Art schwacher Charaktere versprach er freilich oft mehr, als er halten konnte, und nahm wohl auch keinen Anstand, mehreren Personen, die nach demselben Ziele strebten, gleichzeitig seine Protektion zuzusagen. Hennenhofer wurde von zwei Eigenschaften völlig beherrscht, von einem ungemessenen Ehrgeiz und einer maßlosen Eitelkeit.

Auf die inneren Landesangelegenheiten übte er, außer in Personalfragen, kaum einen nennenswerten Einfluß. Doch hat er, nach dem Kammerkonflikt von 1822, da auch bezüglich der inneren Politik der Schwerpunkt im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten lag, die von der Regierung geübte Beeinflussung der Wahlen zum Landtage von 1825 hauptsächlich geleitet, und man wird kaum irren, wenn man ihn als den Erfinder und Beförderer der Idee bezeichnet, Adressen um Aufhebung der Verfassung ins Leben zu rufen. Dagegen halten wir es für eine völlig grundlose Beschuldigung, wenn man seinen Namen mit dem angeblichen Mordanfall auf Kaspar Hauser in Verbindung gebracht hat. Wir unsererseits sind auf das bestimmteste von der absoluten Haltlosigkeit des albernen Ammenmärchens, daß Kaspar Hauser ein badischer Prinz gewesen sei, überzeugt. Was als angeblicher Beweis für dessen Richtigkeit beigebracht worden ist, beschränkt sich auf willkürliche Vermutungen und abgeschmackten Klatsch. Aber auch alles, was uns von dem Charakter Hennenhofers bekannt geworden, läßt uns unglaublich erscheinen, daß er die Rolle hätte spielen können, welche ihm in diesem Drama, das wohl für immer ein rätselhafter Vorgang bleiben wird, zugeschrieben worden ist. Personen, welche Hennenhofer genau gekannt haben, halten ihn zwar leichtfertiger und frivoler Handlungen, keineswegs aber eines gemeinen Verbrechens fähig, wie es hier notwendig unterstellt werden mußte.

Nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold dachte Hennenhofer nicht daran, seine einflußreiche und vielseitig in die Verhältnisse eingreifende Stellung aufzugeben. In seinem Bestreben, sich zu halten, wurde er von den Vertretern der fremden Staaten unterstützt, welche seiner Schwatzhaftigkeit und Eitelkeit gar manche Information verdankten, die ihnen auf anderem Wege vorenthalten geblieben wäre. Die

badischen Diplomaten haben sich wohl gelegentlich darüber beklagt, wie sie in der Abfassung ihrer Meldungen durch den Umstand beschränkt seien, daß sie befürchten müßten, ihre Berichte über die fremden Höfe durch Hennenhofer den Gesandten derselben in Karlsruhe mitgeteilt zu sehen. Aber er sollte bald erfahren, daß er nicht nur entbehrlich, sondern unmöglich geworden sei. Der Minister Freiherr von Berstett, ein Ehrenmann von unantastbarer Integrität des Charakters, hatte sich an Hennenhofer, als einen bequemen und vielfach brauchbaren Arbeiter gewöhnt; nach Berstetts Abgang fiel diese persönliche Rücksicht weg, und . . . so wurde Hennenhofer veranlaßt, seine Pensionierung nachzusuchen, die er, nachdem er zuerst seiner Eigenschaft als Direktor der diplomatischen Sektion des auswärtigen Ministeriums enthoben worden war, am 15. Juni 1831 auch in seiner Stellung als Major und Flügeladjutant mit der Erlaubnis, die Uniform von der Suite der Kavallerie zu tragen, erhielt. In dem einsamen Schlosse zu Mahlberg, wo er seinen Wohnsitz aufschlug, fand er Muße genug, über des Geschickes Wechsel und Launen nachzudenken. Dennoch verließ ihn weder der gute Humor noch der Tätigkeitstrieb, der ihm zur zweiten Natur geworden war. Er unterhielt nach allen Seiten hin einen lebhaften Briefwechsel, unternahm öfter längere Reisen und entsagte nicht einem regen Verkehr mit Bekannten und Freunden. Als ihn ein Schlaganfall betroffen hatte, infolgedessen seine rechte Seite gelähmt war, lernte er mit der linken Hand schreiben und brachte es bald dahin, geläufig, wenn auch nicht mit der früheren Schönheit die Feder führen zu können. Von Mahlberg siedelte er später in das geselligere Freiburg über, wo ihn ein Kreis von Freunden umgab, welche sein wohlwollendes Wesen wie seine geistvolle, durch viele Lebenserfahrungen lehrreiche und stets durch heitere Scherze und Anekdoten gewürzte Konversation anzog. Dort starb er am 12. Januar 1850³⁾.“ Es würde zu weit führen, hier im einzelnen auf das einzugehen, was Mittelstädt über die Emigranten des Vormärz und ihre Beschäftigung mit dem Kaspar-Hauser-Fall berichtet. Man vergleiche hierzu meine diesbezüglichen Feststellungen in VIII. Hingewiesen sei jedoch auf Mittelstädts Charakterisierung der Kolbschen Broschüre von 1859: „Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, und zumal in der letzterwähnten Materie eine gewisse Vorsicht des kritischen Standpunktes sind der kleinen, übersichtlich gehaltenen Schrift nicht abzusprechen“ (S. 16).

Eingehend auf Julius Meyers „Authentische Mitteilungen“ von 1872 spricht Mittelstädt von der „Echtheit und Vollständigkeit des urkundlichen Materials“, das in diesem Buche vorgelegt wird. Demgegenüber habe ich bereits in meiner Kaspar-Hauser-Arbeit III von 1926, S. 38-62, eine ganze Reihe von Falschmeldungen und Fälschungen Meyers durch Vergleich mit den von mir bearbeiteten, damals noch im Münchner Hauptstaatsarchiv vorliegenden Kaspar-Hauser-Akten nachweisen können. Mittelstädt, der immer wieder von den Kaspar-Hauser-„Akten“ spricht, hat weder diese je gesehen, noch wenigstens die Meyer'sche Sammlung genauer studiert, was aus einer Reihe von Aktenwidrigkeiten, die er sich in seinem Buch geleistet hat, hervorgeht.

Hauptfalschmeldung Meyers war aber folgende Publizierung: „Hinterlassenes Manuskript von Joseph Hickel, k. b. Gendarmeriemajor, Mitglied der Hauser'schen Untersuchungskommission und gerichtlich bestelltem Vormund desselben“, 1872 im Rahmen der „Authentischen Mitteilungen“, 1881

in Buchform. Hier im Titel liegen schon zwei Fälschungen vor: Hickel war weder „Mitglied der Hauserschen Untersuchungskommission“ noch „Vormund“ Hausers.

ad 1: Der historische Hickel war als Polizeioffizier gelegentlich zu den Recherchen des Nürnberger Kreis- und Stadtgerichts hinzugezogen worden. Nach Hausers Übersiedlung nach Ansbach und Übergang der Sorgepflicht für den Findling an den Grafen Stanhope, war Hickel eine Art Aufsicht über Hauser von Stanhope übertragen worden. ad 2: Vormünder Hausers waren: zuerst Frh. von Tucher, danach Bürgermeister Binder. In meiner oben erwähnten Arbeit III S. 18 bis 37 habe ich erstmalig nach den Akten den Beweis erbracht, „daß diese sogenannten ‚Hickel’schen Briefe‘ eine ebenso grobe wie dreiste Fälschung darstellen, deren Inhalt in krassem Gegensatz steht zu den Taten und Meinungen des ‚historischen‘ Hickel, den wir aus den Akten kennen“ (S. 18).

Leider ist auch Mittelstädt Meyers Falschmeldungen verschiedentlich aufgegessen. Er veröffentlicht als „Anlage II“ (S. 144 f.) einen ihm als authentisch von Meyer übergebenen Hickel-Brief aus der Meyer’schen Apogryphen-Sammlung.

Weiterhin geht Mittelstädt ein auf Daumers Kaspar-Hauser-Buch von 1873. Noch im Jahre 1859 habe dieser in seinen „Enthüllungen über Kaspar Hauser“ die badische Prinzentheorie als falsch erklärt. „Natürlich hat der Verfasser (Daumer) selbst keine Ahnung davon, was er 14 Jahre vorher über denselben Gegenstand zusammengeschrieben. Er meint (S. 362), er habe in seinen ‚Enthüllungen‘ die Wahrheit nur ‚umgangen‘ und jetzt seine Ansicht ‚vervollständigt‘.“ So Mittelstädt 4).

Noch einmal kommt Mittelstädt auf Kolb und dessen Kaspar-Hauser-Aufsätze in der „Frankfurter Zeitung“ (1872 in Nr. 46 f., 51, 54 f., 61 f., 1875 in Nr. 77 f., 82 f., 99;) zu sprechen und schließt seinen Abschnitt „I“: „Wo es galt, dem Sensationsbedürfnis eines nach der Kost von Verbrechenromanen und Skandalgeschichten hungrigen Publikums entgegenzukommen, und wo die politische Tendenz das reichstreue, antipapistische Fürstenhaus Badens zu verunglimpfen Anlaß fand, bot Kaspar Hauser wieder vortrefflichen Stoff. Jene im übrigen Deutschland längst abständig gewordene Sorte von Radikalismus, die in Frankfurt am Main den Bundestag überlebt hat und dort noch heute ihre treuesten Freunde in der Tagespresse besitzt, und jene ultramontane Presse vom Charakter der ‚Germania‘ bleiben unermüdlich in Weiterspinnung des beliebten Themas. Im Grund sind es dieselben kümmerlichen Elemente, die vor 40 Jahren unter der Firma Garnier und Seiler ihren bunten Reigentanz um Kaspar Hauser und das badische Fürstenhaus begannen, und die ihn heute in verjüngter ultramontan-demokratischer Gestalt fortführen. Die Motive und Absichten, der sittliche Wert und das äußere Gebaren sind dieselben geblieben. Persönliche Befangenheit und Mangel an Besonnenheit hat ihnen ein paar Männer zugeführt, die man nicht ohne peinliches Gefühl in der bedenklichen Gesellschaft sieht; sie sind es, welche die Blößen jener mit ihrem guten Namen decken. Das Ansehen Anselm von Feuerbachs allein aber gibt den Leuten heute den Schein von Wissenschaftlichkeit, mit dem sie sich spreizen, und ohne dessen schützende Hülle man mit einem Achselzucken der Verachtung an ihnen vorübergehen würde. Es ist Zeit, daß wir, vor der Erörterung des durch die jüngsten

badischen Publikationen veränderten Streitstandes, uns dem Inhalt der von diesem glänzenden Namen getragenen Anschuldigungen zuwenden“ (S. 23 f.).

Ein Kommentar zu dieser Expektoration Mittelstädts erübrigt sich!

Doch ehe wir uns mit Mittelstädts weiteren Ausführung, speziell über Feuerbach, befassen, sei hier festgestellt, wie sehr in Wahrheit Feuerbach mit dem Kaspar-Hauser-Geschehen verknüpft ist und keineswegs, um Mittelstädts Wendung zu gebrauchen, „Feuerbachs Name hineingezerzt worden ist in die über Kaspar Hauser mit Baden angezettelten Händel“.

Etwa 6 Wochen nach Kaspar Hausers Auftauchen, am 26. Mai 1828, reist Feuerbach wohl angeregt durch die Binder'sche Bekanntmachung (Abdruck VI, S. 23 f.; VII S. 25 ff.) von Ansbach nach Nürnberg, um sich darüber zu vergewissern, was man von dem Findling zu halten habe. Seine Eindrücke schildert er in 2 ausführlichen Briefen an seine langjährige Freundin, die baltische Gräfin Elise von der Recke, und den Dichter der Urania, Christian August Tiedge (abgedruckt I S. 27 ff.). Nach dem auf Kaspar Hauser am 17. Oktober 1829 verübten Attentat eilt er umgehend an dessen Krankenbett (Niederschrift seiner damaligen Beobachtungen in meiner Arbeit V S. 170 ff.).

Als Präsident des Ansbacher Appellationsgerichts für den Rezat-Kreis war Feuerbach mit der nun einsetzenden Arbeit des Kgl. Kreis- und Stadtgerichts Nürnberg, Gerichtsrat von Roeder, „wegen widerrechtlicher Gefangenhaltung des Kaspar Hauser und wegen Mordversuchs an demselben“ eng verbunden, die vom 19. Oktober 1828 bis zum 13. September 1831 andauerte, umfassend 8 Bände mit über 1300 Folien.

Im folgenden ein Bericht Feuerbachs an das Justizministerium vom 30. März 1830, aus dem zu ersehen ist, wie intensiv sich die Behörden mit dem Kaspar-Hauser-Fall befaßten und welche Ansichten sie über den Findling hatten.

„Ansbach, den 8. April 1830.

Den sogenannten Kaspar Hauser betreffend,
Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König,
Allernädigster König und Herr!

Das rätselhafte Dunkel, das über dem früheren Schicksal des geheimnisvollen Jünglings verbreitet liegt, welcher die Teilnahme von Europa, selbst des gebildeten Teils der Neuen Welt erregt hat, scheint, weit entfernt, sich allmählich zu zerstreuen, (sich) nur immer mehr verdichten zu wollen. So oft man bisher einige Lichtfunken zu sehen glaubte, so schnell verschwanden sie wieder; jede vermeintliche Auflösung des Rätsels gab bis jetzt immer nur ein neues noch größeres Rätsel zu lösen auf. So eines der neuesten Ereignisse.

Während ein Domprediger in Ungarn, wie Eure Königliche Majestät aus dem Bericht vom 7. März zu ersehen geruht haben, hierher die Anzeige macht, daß und von wem Kaspar Hauser in Bayern gefangen gehalten worden, führt der Zufall einen preußischen Gardeoffizier nach Nürnberg, welcher Stoff zu der Vermutung liefert, daß Kaspar Hauser in frühester Jugend sich in Ungarn befunden habe. Da dieses neue Ereignis zu wichtig ist, um nicht der k. k. österreichischen Regierung ebenfalls mitgeteilt zu

werden, so beeilt sich der alleruntertänigst Unterzeichnete eine Abschrift der soeben eingelaufenen gerichtlichen Protokolle hiermit vorzulegen. Um die Bedeutendheit ihres Inhaltes zu ermessen, ist zu bemerken, daß Kaspar Hauser, ein in physischer und psychologischer Hinsicht außerordentliches, dabei aber höchst einfaches und zugleich unbeholfenes Wesen, seiner fortgeschrittenen Bildung ungeachtet noch immer als ein unschuldiges, unmündiges Kind zu betrachten ist und bezüglich seines früheren Lebens als ein Mensch, der sich wohl erinnert, einen langen Traum geträumt zu haben, aber sich vergebens anstrengt, der geträumten Begebenheit, ihrer Gegenstände von deren Zusammenhang wieder bewußt zu werden, während ihm gleichwohl zuweilen auf äußere Anregung, ungesucht, unerwartet und ihm selbst unerklärbar, einzelne Bruchstücke des düsteren Traumes aus den dunklen Tiefen der Seele auftauchen. An einen Betrug und gar ein zwischen v. Pirch und Hauser verabredetes Spiel ist, abgesehen von der hier in Ansbach wohlbekannten würdigen Persönlichkeit des ersteren, durchaus nicht zu denken.

Bei dieser Gelegenheit glaubt der alluntertänigst Unterzeichnete, welcher seit Kaspar Hausers erstem Erscheinen denselben unausgesetzt sowohl hinsichtlich seiner Persönlichkeit als der wunderbaren Geheimnisse seines Schicksals als Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit, Beobachtung und Nachforschung amtlich wie außeramtlich behandelt hat, Eurer Majestät den Auszug eines älteren authentischen Schreibens vom 6. Dezember 1828 vorlegen zu müssen, dessen nicht unwichtiger Inhalt, gehörig benützt, vielleicht noch die Enthüllungen der verborgenen Greuel herbeiführen könnte. Die auffallende architektonische Genauigkeit und zum Teil sehr ins Einzelne gehende Bestimmtheit in Beschreibung des Hauses (Palastes, Schlosses), welches Kaspar im Traume gesehen zu haben glaubt, konnte die Phantasie aus sich selbst nicht erschaffen, viel weniger der schwache, an Erfahrungen höchst beschränkte Verstand eines Kaspar Hauser erfinden. Kaspar Hauser hatte keine Gelegenheit, ein ähnliches Gebäude, zumal mit der inneren Einrichtung, wie das beschriebene, irgendwo in Nürnberg zu sehen. Im Dezember 1828 war überdies Hauser noch sehr weit in seiner Entwicklung zurück, wußte noch nicht genau lebende und leblose Dinge zu unterscheiden, hatte erst einige Monate zuvor erfahren, daß die Blätter und Blumen nicht von Menschenhand ausgeschnitten werden, daß es am Himmel einen Mond und Sterne gibt, daß die Menschen, ihn selbst ausgenommen, noch etwas anderes als Wasser und Brot genießen und auf einem anderen Lager als Stroh schlafen können usw. und war so arm an Begriffen und Worten, daß er sich nur mit Mühe verständlich zu machen vermochte. Der alleruntertänigst Unterzeichnete war daher immer der Überzeugung, daß, wenn, in oder außer Deutschland, ein Schloß aufgefunden würde, welches dem von Hauser ziemlich genau beschriebenen, offenbar auf wiedererwachten alten Erinnerungen beruhenden Traumschlosse mit der weißen Ritterstatue am Treppengeländer des Erdgeschosses ähnlich wäre, man vielleicht von der Entdeckung nicht sehr weit entfernt sein dürfte.

Einem jeden nur mittelmäßig geschickten Baumeister würde es ein leichtes sein, Riß und Zeichnung des Gebäudes nach Hausers Beschreibung zu entwerfen. Daß Hauser die frühesten Jahre der Kindheit in Freiheit gelebt, auch damals schon etwas sprechen gelernt hat, alsdann aber erst (vielleicht im zweiten oder dritten Jahre) auf die Seite geschafft wurde, ergibt sich

durch Kombination mehrerer Umstände als sehr wahrscheinlich, wo nicht als gewiß. Auch ist nicht unwahrscheinlich, daß der früheste Aufenthaltsort des unglücklichen Kindes, während seiner Freiheit von dem Orte, wo es später so lange gefangen gehalten wurde, verschieden, vielleicht sogar weit entfernt sei. Ob Eurer Königlichen Majestät Staatsministerium der Justiz es dem Zwecke möglicher Entdeckung nicht allenfalls für angemessen erachte, oben angeführtes, im Auszuge beiliegendes Schreiben des Freiherrn von Tucher (nunmehriger Vormund des Hauser) an den Unterzeichneten der k. k. österreichischen Regierung ebenfalls mitzuteilen, ob und welcher Gebrauch überhaupt von den in gedachtem Schreiben, wenigstens als Tatsache unzweifelhaften Umständen gemacht werden solle und könne, muß der alleruntertänigst Unterzeichnete lediglich höherem Ermessen anheimstellen. Der Seltenheit wegen legt zugleich der alleruntertänigst Unterzeichnete aus seinen über Kaspar Hauser gesammelten Privatakten eine getreue Kopie der in gedachtem Brief erwähnten, von der ungeübten Kinderhand Hausers, in einer Art von Extase entworfenen, aber wegen ihrer offenbaren Porträtähnlichkeit umso merkwürdigeren Zeichnung, hiermit bei.

Zu den vielen, über Kaspars Herkunft verbreiteten, teils albernen, teils ganz unwahr befundenen, teils außer den Grenzen jeder möglichen gerichtlichen Nachforschung liegenden Gerüchten oder Anzeigen gehört auch die: unser rätselhafter Findling sei ein vertauschter, ausgewechselter und dann auf die Seite geschaffter Prinz des Großherzogs Karl von Baden und Stephaniens, folglich keine geringere Person als der nunmehrige echte Großherzog von Baden selbst! Diese laut eines Schreibens vom 13. Dezember 1829 schon damals leise umhergetragene, jedes juridisch tatsächlichen Anhaltspunktes ermangelnde romantische Sage ist, aus Veranlassung des Ereignisses mit von Pirsch, wohl aber noch mehr aus Veranlassung der bekannten Zeitungsnachrichten über das schwere Erkranken des jüngst verstorbenen Herrn Großherzogs von Baden (30. 3. 1830) von neuem wieder aufgewacht. Der in Kombinationen und Hypothesen unerschöpflichen Phantasie ist es sogar ihres Dafürhaltens gelungen, die deutsche Geburt Hausers mit seinen halb polnischen, halb ungarischen Erinnerungen, das Traumschloß Hausers, das man in Deutschland sucht, mit dem wahren und verstellten Wahnsinn oder, wie andere Nachrichten besagen, einer simplen Ohnmacht der ungarischen Gouvernante, Frau von Dalbonne, in Verbindung zu bringen. Welch ein wunderbares Verhängnis übrigens über dem fast gespensterhaften Dasein des mysteriösen Findlings waltet, zeigt von neuem die bereits aus öffentlichen Blättern bekannte nahe Todesgefahr, welcher Kaspar Hauser am 3. April 1830 wieder nur durch glücklichen Zufall entgangen ist. Die Kugel, welche ihm bloß eine starke Streifwunde an der linken Seite des Kopfes versetzt hat, würde, wenn sie auch nur um einige Linien tiefer eingedrungen wäre, unfehlbar getötet haben. Dabei trieb der Zufall das seltsame Spiel, daß ihn in diesem Jahre an demselben Wochentage und in derselben Stunde aus Versehen eine Kugel traf, an welchem im vorigen Jahre ihn das mörderisch Eisen seines Verfolgers verwundete ⁵⁾).

Mit der allertiefsten Devotion verharrend Eurer Königlichen Majestät alleruntertänigst treu gehorsamer

Im Frühjahr 1830 betrachtete also Feuerbach die Erzählung von Kaspar Hausers badischem Prinzentum noch als „romantische Sage“.

Gewissermaßen zur Widerlegung der Schrift des berliner Polizeirats Merker, „Kaspar Hauser nicht unwahrscheinlich ein Betrüger“, veröffentlichte Feuerbach nach Abschluß des Verfahrens des Nürnberger Gerichts: „Einige wichtige Aktenstücke, den unglücklichen Findling Kaspar Hauser betreffend; zur Berichtigung des Urteils des Publikums über denselben, mitgeteilt vom Staatsrat und Appellationsgerichtspräsidenten von Feuerbach in Ansbach. Für Hitzigs Annalen der deutschen und ausländischen Kriminalrechtspflege und daraus besonders abgedruckt. Berlin bei Ferdinand Dümmler 1831.“

Darnach, Ende 1831, verfaßte Feuerbach sein Kaspar-Hauser-Buch⁶⁾, in dem er am Schluß des 7. Abschnittes auf Kaspar Hausers badisches Prinzentum hindeutet, ohne konkrete Angaben zu wagen. Dies geschieht aber einige Wochen später in einem „Mémoire“ an die verwitwete Königin Caroline von Bayern, die Tante des badischen Kronprinzen, in dem er seine „Entdeckung“ von Kaspar Hausers badischem Prinzentum begründet, „für welche zwar nie ein juristischer Beweis möglich sein wird, welcher sich aber die moralische Überzeugung nicht leicht wird versagen können“.

„Mémoire über Kaspar Hauser.

Wer möchte wohl Kaspar Hauser sein?

Die Rechtsgelehrten haben bei der Entscheidung über Verbrechen einen Beweis aus dem Zusammentreffen der Umstände. Auch ich unternehme einen solchen, aus einer Reihe nebeneinandergestellter Vermutungsgründe zusammengesetzten Beweis, welcher freilich vor keinem Richterstuhle ein entscheidendes Gewicht haben würde, gleichwohl aber hinreichend sein dürfte, um eine sehr starke menschliche Vermutung, wo nicht vollständige moralische Gewißheit zu begründen.

Die lange Kette dieses Vermutungsbeweises bildet sich durch folgende Glieder, welche, so fein sie sind, fest ineinandergreifen.

I. Hinsichtlich des Standes desselben im Allgemeinen

ergibt sich aus den zu den gerichtlichen Akten gekommenen oder sonst bewahrheiteten Umständen folgendes:

1) Kaspar Hauser ist kein uneheliches, sondern ein eheliches Kind. Denn wen auch Kaspar, wenn man sich ihn als uneheliches Kind denkt, zum Vater oder zur Mutter gehabt haben möge, so gab es, wenn es darauf ankam, die Paternität oder Maternität zu verheimlichen, weit leichtere, weniger grausame und bei weitem weniger für die Beteiligten gefährliche Mittel, als die ungeheure Tat der vielleicht 16-17 Jahre lang fortgesetzten geheimen Gefangenhaltung und endlich Aussetzung des Kindes. Je vornehmer eines der Eltern gewesen, desto leichter konnte das Kind auf andere Weise entfernt werden, ohne daß es hierzu einer solchen Tat bedurfte. Leute geringen Standes und geringer Mittel hatten noch weniger Ursache, auf so gefährvolle bedeutende Anstalten und Verrichtungen erfordernde Weise, ihr uneheliches Kind zu verheimlichen. Das Brot und Wasser, das Kaspar heimlich zugebracht wurde, hätte man ihn öffentlich dürfen verzehren lassen. Kurz: man denke sich Kaspar als uneheliches Kind vornehmer oder geringer, reicher oder armer Eltern: so steht das Mittel außer allem Verhältnis zu seinem Zweck. Ganz ohne Ursache, gleichsam bloß zum Scherz, übernimmt

niemand die Last eines schweren Kapitalverbrechens, zumal wenn er dabei noch obendrein die qual- und angstvolle Mühe hat, dieses Kapitalverbrechen 16-17 Jahre lang sorgfältig fortsetzen zu müssen.

2) Bei den an Kaspar begangenen Verbrechen sind Personen beteiligt, welche über große außergewöhnliche Mittel zu gebieten haben. Daß sowohl die Aussetzung Kaspars als auch der später an ihm verübte Mordversuch in einer Stadt wie Nürnberg am hellen Tage, gleichsam öffentlich geschehen konnte, dann aber alle Spuren des Täters auf einmal verschwanden; daß alle Nachforschungen, die seit nun beinahe drei Jahre mit dem rastlosesten Eifer, geleitet vom vereinten Scharfsinn der erfahrensten Justiz- und Polizeimänner, nach allen Richtungen hin unternommen wurde, in der Art fruchtlos gewesen sind, daß kein juridisch geltend zu machender Umstand entdeckt werden konnte, welcher auf einen bestimmten Ort der Haupttat oder auf eine bestimmte Person geführt hätte; daß alle öffentlichen Aufforderungen, daß das große Interesse, welches fast alle Herzen in und außer Deutschland an dem Schicksale des unbekannten Unglücklichen genommen haben, daß ein auf die Entdeckung ausreichender Spuren öffentlich ausgeschriebener Preis von 1000 fl. keine einzige befriedigende Anzeige herbeigeführt hat: — alles dieses wird nur daraus erklärbar, daß mächtige und sehr reiche Personen dabei beteiligt sind, welche über gemeine Hindernisse kühn hinwegzuschreiten die Mittel haben, welche durch Furcht, außerordentliche Vorteile und große Hoffnungen willige Werkzeuge in Bewegung zu setzen, Zungen zu fesseln und goldene Schlösser vor mehr als einen Mund zu legen die Macht besitzen.

3) Kaspar muß eine Person sein, an dessen Leben oder Tod sich große Interessen knüpfen. Dieses beweist unwidersprechlich der ebenso listig angelegte, als keck ausgeführte Mordversuch. Das Ungeheure des Mittels nötigt jeden gesunden Verstand, auf einen mit dem Mittel in Verhältnis stehenden großen Zweck zu schließen. Wer hätte das Interesse haben können an einem armen, von fremder Barmherzigkeit lebenden Findling den Tod auf dem Schaffot zu wagen? Wäre nicht an diesem Findlinge weit mehr gelegen, als an irgendeinem Findlinge gelegen sein konnte. Es muß eine Person sein, deren Leben, selbst bei der entfernten Gefahr, es könne einmal ihr Stand und wahrer Name entdeckt werden, die Existenz anderer und zwar so hoch bedeutender Personen bedrohte, daß er um jeden Preis, auf jede Gefahr hin, aus dem Wege geräumt werden mußte, und daß zugleich Menschen gefunden werden konnten, die solch ein Wagstück unternahmen.

4) Nicht Rache, nicht Haß konnten Motive zur Einkerkierung, dann zur versuchten Ermordung dieses unschuldigen harmlosen Menschen gewesen sein. Es bleibt kein anderer Beweggrund denkbar als der Eigennutz. Er wurde entfernt, damit anderen Vorteile zugewendet und für immer gesichert würden, welche von Rechtswegen nur ihm gehörten; er mußte verschwinden, damit andere ihn beerben, er sollte ermordet werden, damit jene in der Erbschaft sich behaupten konnten.

5) Er muß eine Person hoher Geburt, fürstlichen Standes sein. Dafür sprechen — seltsam genug! — doch auf die überzeugendste Weise — merkwürdige Träume, die Kaspar zu Nürnberg gehabt hat, welche Träume nichts

anderes gewesen sein können als wiedererwachte Erinnerungen aus seiner früheren Jugend. Ich bemerke hierbei zuvörderst im allgemeinen, daß Kaspar, als er diese Träume hatte, noch auf sehr niedriger Stufe geistiger Entwicklung stand, nur noch sehr unvollkommen sich äußern konnte und Träume von wirklichen Erscheinungen und Erinnerungen noch nicht zu unterscheiden vermochte. Es ist ferner zu bemerken, daß von den Gegenständen und Szenen, welche Kaspar im Traume gesehen haben will, ihm zu Nürnberg nichts ähnliches vorgekommen sein konnte. So hatte er z. B. folgenden Traum, welchen ich ihn selbst dieser Tage von neuem niederschrieben ließ:

„Den 15. August 1828 hatte ich nachstehenden Traum. Es kam mir vor, als wäre ich in einem sehr, sehr großen Hause. Da schlief ich in einem sehr kleinen Bette. Als ich aufstand, kleidete mich ein Frauenzimmer an. Nachdem ich angekleidet war, führte sie mich in ein anderes großes Zimmer, in welchem ich sehr schöne Kommode, Sessel und ein Sofa sah. Von da führte sie mich in ein anderes großes Zimmer, worin Kaffeetassen, Schüssel und Teller waren, die wie Silber aussahen. Von diesem Zimmer aus führte sie mich in ein größeres Zimmer, in welchem sehr viele und sehr schön gebundene Bücher standen. Von diesem Zimmer aus führte sie mich einen langen Gang vor und über eine Treppe hinab. Nachdem wir die Treppe hinuntergegangen waren, gingen wir im Innern des Gebäudes einen Gang herum, an dessen Wand Porträts hingen. Aus den Bogen dieses Ganges konnte man in den Hof hinaussehen. Ehe wir den Gang ganz umgangen hatten, führte sie mich zu einem mitten im Hofe befindlichen Springbrunnen hin, an welchem ich eine sehr große Freude hatte. Von dem führte sie mich wieder zu demselben Bogen, durch welchen wir zum Springbrunnen herausgegangen waren, hin, und dann kehrten wir auf dem Bogengange denselben Weg wieder zurück bis zur Treppe. Als wir zur Treppe kamen, sah ich ein Bildnis stehen, welches in Ritterkleidung ausgeschnitten oder ausgehauen war. Das Bildnis hatte auch ein Schwert in der linken Hand. Oben am Handgriff war ein Löwenkopf angebracht. Dieser Ritter stand auf einer viereckigen Säule, welche mit der Treppe verbunden und angemacht ist. Nachdem ich den Ritter eine Zeitlang angesehen hatte, führte mich das Frauenzimmer die Treppe hinauf, den langen Gang vor und wollte mit mir zu einer Türe hineingehen. Diese Tür war aber verschlossen. Sie klopfte an, allein man machte nicht auf. Dann ging sie mit mir schnell zu einer anderen Tür, und während sie dieselbe öffnen wollte, erwachte ich.“

Das Haus in diesem Traum ist offenbar ein Schloß, ein Palast, der nach seiner äußeren Beschaffenheit und inneren Einteilung so genau beschrieben ist, daß ein Baukünstler einen Riß darnach entwerfen könnte. In der Reihe der Zimmer, welche Kaspar beschreibt, ist besonders das Bibliothekszimmer und das mit den Silberschränken bemerkenswert, welches letztere entweder eine Silberkammer oder ein fürstliches Tafelzimmer mit Buffets sein soll: alles dergleichen hatte Kaspar, als er dieses träumte, nirgendwo in Nürnberg zu sehen Gelegenheit gehabt, Träume aber erfinden nichts und schaffen nichts, sie bilden und verarbeiten nur Stoffe, welche sie von außen empfangen haben. Das Schloß mit diesen Zimmern existiert daher gewiß irgendwo. Daß Löwenköpfe (oder Löwen?) in jenem Traumbilde öfters vorkommen, ist sehr bezeichnend.

Aus der Verbindung aller obigen Umstände geht nun zuvörderst die dringende Vermutung, ja die moralische Gewißheit hervor:

„Kaspar Hauser ist das eheliche Kind fürstlicher Eltern, welches hinweggeschafft worden ist, um anderen, denen er im Wege stand, die Sukzession zu eröffnen.“

II. Die Gefangenhaltung Kaspars insbesondere betreffend, so stellt sich dieselbe, von einer Seite betrachtet, als das an dem Unglücklichen begangene Hauptverbrechen, derjenige, der ihn gefangenhielt und ernährte, als ein Bösewicht dar. Bei diesem Gesichtspunkte blieb von Feuerbach in seinem neulich erschienenen Werkchen ‚Kaspar Hauser‘ stehen, weil er dem Publikum hierüber nicht zu viel sagen durfte, um nicht noch mehr sagen zu müssen. Auf der S. 43, Anm. **) = I, S. 56 f. Anm. 34) erlaubte er sich, nur auf das Wahre, das hinter dem Scheine des dem Auge zunächst sich hervorkehrenden Verbrechens verborgen ist, hinzudeuten, und die weiteren Schlüsse daraus dem Scharfsinn des Lesers zu überlassen. Die ganze Wahrheit ohne Schminke, und ohne teilweise Verhüllung zeigt sich aber in folgendem:

1) Kaspar wurde freilich gefangengehalten und spärlich ernährt. Aber man hat auch Beispiele von Menschen, welche gefangengehalten wurden, nicht in verbrecherischer sondern in wohlthätiger Absicht, nicht um sie zu verderben, sondern um sie zu retten, ihr Leben gegen ihre Verfolger in Sicherheit zu bringen. Die Art und Weise, wie Kaspar gefangengehalten wurde, hat offenbar diesen Charakter.

Kaspars Verwahrungsort war ein kleines gewölbtes Gemach, das sehr gesund gewesen sein muß, weil Kaspar sich nicht erinnert, jemals krank gewesen zu sein oder Schmerzen empfunden zu haben. Dieses Gemach war sehr reinlich gehalten; denn Kaspar, der außer seinen Wächter kein anderes lebendes Geschöpf kannte, hat nicht einmal mit einem lebenden Ungeziefer Bekanntschaft zu machen Gelegenheit gehabt. Keine Ratte, keine Maus, keine Spinne, keine Fliege ist ihm während seiner Haft jemals zu Gesicht gekommen. Auch an seinem Körper wurde er äußerst reinlich gehalten; er spürte nie Ungeziefer an sich; es wurde ihm, während er schlief, die Wäsche gewechselt, es wurden ihm die Nägel beschnitten, er wurde wahrscheinlich auch von Zeit zu Zeit gewaschen. Kaspar erinnert sich nicht, jemals lange Nägel gehabt oder irgendeinen Schmutz an seinem Körper oder an seinen Hemden, die immer blendend weiß und von nicht grober Leinwand gewesen, bemerkt zu haben. Er erhielt immer regelmäßig sein Brot und Wasser; das Brot aber bestand in einem sogenannten Kipf von gemischtem Mehl, mit Fenchel und Koriander bestreut und war mit Einschnitten versehen, damit bequem die einzelnen Stückchen abgebrochen werden möchten.

Es war sogar, so viel möglich, für einige Beschäftigung und Unterhaltung des Kindes gesorgt; zwei hölzerne Pferde und ein hölzerner Hund und seidene bunte Bänder waren ihm zum Spielzeug gegeben. Alles dieses beweist Sorgfalt, Milde, Menschlichkeit. Wäre die Absicht gewesen, den Unglücklichen für immer der Welt zu entziehen, warum hat ihn der Geheime, der ihn in seiner Gewalt hatte, nicht lieber ganz aus der Welt geschafft? Jener Unbekannte, der den Kaspar verborgen hielt, mischte zuweilen Opium unter das Wasser, damit er fest schlafe, wenn er gereinigt werde. Warum

nicht einige Gran Opium mehr, damit er auf ewig einschlafe? In dem Kerker, in welchem der Lebende so lange verborgen war, konnte noch leichter der Tote verborgen liegen.

Aber warum so karge Kost? Warum nur Wasser und Brot? Höchst wahrscheinlich nur darum, weil derjenige, welcher den Unglücklichen verborgen hielt, ihn auf andere Weise nicht ernähren konnte, ohne Aufsehen zu erregen. Wasser und Brot konnte er unbemerkt bei Nacht seinem Gefangenen zutragen; nicht aber warme Speise. Das Schicksal eines Mannes aus der Familie des Grafen Stanhope kann hiermit in Vergleichung gestellt werden. Es war, wie ich glaube, der Ur-Urgroßvater des Grafen Stanhope; dieser war von Cromwell geächtet und wurde, bis ihm die Flucht gelang, von seiner ihn zärtlich liebenden Tochter in einem Grabgewölbe verborgen gehalten, wo sie ihn mit einzelnen Brocken, die sie beim Essen heimlich zu sich steckte, auf eigene Lebensgefahr kümmerlich ernährte.

Daß Kaspar für den Mann, ‚bei dem er immer gewesen‘, noch immer eine große Zuneigung fühlt, mit Liebe und Dankbarkeit über ihn sich äußert, immer nur bittet, man möge diesen Mann, wenn man ihn entdecke, mit Strafe verschonen, ist ebenfalls ein Umstand, welcher, mit den obigen Tatsachen zusammengenommen, den sicheren Schluß begründet:

‚der Mann, der unsern Kaspar gefangenhielt, war sein Wohltäter, sein Retter; er hielt ihn gefangen, um ihn vor seinen Verfolgern, vor denen, die ihm nach dem Leben trachteten, zu verbergen‘.

2) Wenn in Kaspars Person aus irgendeiner hohen oder nur aus einer vornehmen angesehenen Familier ein Kind verschwunden wäre, ohne daß man über dessen Tod oder Leben und wie es hinweggekommen, etwas in Erfahrung bringen könne: so müßte längst offiziell bekannt sein, in welcher Familie dieses Unglück sich ereignet habe. Denn das Verschwinden eines Kindes ist eine offenkundige Aufsehen erregende Tatsache. Da nun aber seit Jahren, und unerachtet Kaspars Schicksal weltbekannt geworden, nicht das mindeste von einer Familie bekannt geworden, aus welcher vor ungefähr 17—20 Jahren ein Kind heimlicherweise abhandengekommen und verschwunden sei: so ist Kaspar nur unter den Toten zu suchen:

‚ein Kind wurde für tot ausgegeben, wird noch jetzt für tot gehalten; lebt aber noch in der Person des armen Kaspar‘.

Dieser Umstand, mit den vorhergehenden zusammengereicht, kombiniert sich zu folgender mutmaßlicher Geschichte:

‚das Kind, in dessen Person der nächste Erbe oder der ganze Mannesstamm seiner Familie erlöschen sollte, wurde heimlich zur Seite geschafft, um nie wieder zu erscheinen. Um aber den Verdacht eines Verbrechens zu entfernen, wurde diesem Kinde, welches vielleicht als es beseitigt wurde, gerade krank zu Bette gelegen hatte, ein anderes bereits verstorbene oder sterbende Kind untergeschoben, dieses alsdann als tot ausgestellt und begraben, und so Kaspar angeblich in die Totenliste gebracht‘.

War der Arzt des Kindes mit im Spiel, hatte er den Auftrag, das Kind umzubringen, fand er jedoch entweder in seinem Gewissen oder in seiner Klugheit Gründe, den Auftrag scheinbar zu vollziehen, aber das Kind heimlich beim Leben zu erhalten, so konnte dieser fromme Betrug auf das leichteste vollzogen werden.

Zwischen dem Zeitpunkte des vorgespiegelten Todes und der Einkerkung Kaspars liegt übrigens, wie sehr wahrscheinlich, ein nicht unbedeutender Zwischenraum. Mancherlei führt nämlich auf die dringende Vermutung, daß Kaspar, nachdem er zum Schein in Deutschland gestorben war, nach Ungarn geschafft worden ist, dort die ersten Kinderjahre in der Freiheit verlebt hat und erst alsdann, um ihn vor naher Todesgefahr zu retten, eingekerkert worden ist.

Was nun endlich

III. die Frage betrifft, in welcher hohen Familie Kaspar gehören möge?

So ist nur ein Haus bekannt, auf welches nicht nur mehrere zusammen-treffende allgemeine Verdachtsgründe hinweisen, sondern welches auch durch einen ganz besonderen Umstand speziell bezeichnet ist, nämlich — die Feder sträubt sich, diesen Gedanken niederzuschreiben — das Haus B(aden).

Auf höchst auffallende Weise, gegen alle menschliche Vermutung, erlosch auf einmal in seinem Mannesstamme, das alte Haus der Z(ähringer), um einem bloß aus morganatischer Ehe entsprossenen Nebenzweige Platz zu machen!

Dieses Aussterben des Mannesstammes ereignet sich nicht etwa in einer kinderlosen sondern — seltsam genug! — in einer mit Kindern wohlge-segneten Familie. Was noch verdächtiger; — zwei Söhne waren geboren; aber diese beiden Söhne starben, und nur sie starben, während die Kinder weiblichen Geschlechts insgesamt bis auf den heutigen Tag noch in frischer Gesundheit blühen. Die Frau Großherzogin Stephanie ist eine wahrhaft zweite Niobe nur mit dem Unterschied, das Apollo's tötendes Geschöß ohne Unterschied Söhne und Töchter traf, dort aber der Würgeengel an allen Töchtern vorüberging und nur die Söhne erschlug.

Und nicht bloß seltsam sondern einem Wunder ähnlich ist es, daß der Würgeengel schon gleichsam an der Wiege beider Knaben steht und diese mitten aus der Reihe seiner Schwestern herausgreift. Zwischen den beiden Prinzessinnen L(ouise) und J(osephine) stirbt der erstgeborene Prinz N. N. am 16. Oktober 1812, zwischen den Prinzessinnen J(osephine) und M(arie) stirbt am 8. Mai 1817 der Prinz A(lexander). Diese Sterbefälle widerstreiten fürwahr jeder physiologischen Wahrscheinlichkeit. Wie wäre es erklärbar, daß eine Mutter demselben Vater lauter gesunde Töchter und als Söhne nur Sterbliche gebiert? In dieser ganzen Begebenheit scheint so viel System, so viel Berechnung hindurch, wie sie nicht dem Zufalle sondern nur menschlichen Absichten und Plänen zuzutrauen ist. Oder man müßte glauben, die Verheerung selbst haben einmal in den gewöhnlichen Lauf der Natur eingegriffen und außerordentliches getan, um einen coup de politique auszu-führen.

Wer bei dem Aussterben des Mannesstammes in der Linie des Gr(ößherzogs) K(arl) das nächste, das unmittelbarste Interesse hatte, war unstreitig die Mutter der Herrn Grafen H(ochberg) mit ihren Söhnen. Denn waren die Kinder aus morganatischer Ehe für sukzessionsfähig anerkannt und war der Mannesstamm im Hause des Gr(ößherzogs) K(arl) untergegangen, so mußte wohl nach kurzer Zeit die Sukzession an die H(ochbergsche) Familie kommen.

Die Gräfin H(ochberg) wird überdies als eine Dame bezeichnet, welche gegen die Gemahlin des Gr(oßherzogs) K(arl) tiefen Haß getragen, welche dabei von unbegrenztem Ehrgeiz und eines solchen Charakters sei, der sie um die Mittel zu ihren Zwecken wenig verlegen machte.

Nun aber komme ich zu einem Umstande, der an sich selbst so klein und unbedeutend ist, daß er sich lange Zeit der Aufmerksamkeit entzog, bis er durch Zusammenhaltung mit einigen genealogischen Tatsachen, nach welchen der Verfasser dieser Schrift lange vergebens gestrebt hatte — sie sind ihm erst vor einigen Wochen aus Frankfurt mitgeteilt worden — seinen Verdacht bis zur moralischen Gewißheit steigerte. In dem Briefe, welcher dem armen Kaspar bei seiner Aussetzung in die Hand gegeben worden ist, in Verbindung mit der Einlage zu jenem Briefe (vgl. Feuerbach's Schrift über Kaspar Hauser, S. 12 — 15 = I S. 47 f.) sind unter anderen folgende Angaben enthalten: es sei

1. Kaspar geboren am 30. April 1812;
2. er sei dem Unbekannten gelegt worden am 7. Oktober 1812.

Hiermit treffen nun bis auf unbedeutende, leicht erklärbare Abweichungen, die verhängnisvollen Epochen der Geburt und des Todes beider Prinzen, besonders aber des erstgeborenen N. N. wunderbar zusammen. Nämlich:

1. der Prinz N. N. ist geboren im Jahre 1812, gestorben im Jahre 1812. In demselben Jahre 1812 ist, nach jener Angabe, Kaspar geboren, und auch in demselben Jahre 1812 angeblich als Findelkind dem Unbekannten gelegt worden (d. h. aus seiner Familie verschwunden und in die Gewalt des Unbekannten gekommen).
2. Selbst der Monat des Todes des Prinzen N. N. trifft mit dem Monat der angeblichen Aussetzung des Kindes Kaspar bei jenen Unbekannten überein. Der Oktober ist für beide verhängnisvoll; in diesem Monat desselben Jahres stirbt Prinz N. N. und wird Kaspar ausgesetzt.
Nun ist zwar
3. nicht nur eine kleine Differenz in dem Monats-Tag — dort der 16. Oktober, hier der 7. Oktober — sondern auch eine Abweichung in den Geburts-Tagen, indem der Prinz am 29. September geboren wurde, Kaspar aber am 30. April zur Welt gekommen sein soll. Allein jene Differenz zwischen dem 7. und 16. desselben Monats ist an sich höchst unbedeutend und leicht erklärbar, dagegen ist wieder
4. der 30. April, welcher dem Kaspar als Geburtstag beigelegt wird, von höchster Bedeutung. Dieser ist nämlich gerade der Geburtstag des zweiten Prinzen A(lexander).

Die Ursachen dieser Übereinstimmungen und Abweichungen sind nicht schwer zu erklären. Es ist leicht möglich, daß der Unbekannte, der von dem Geburts- und angeblichen Todesjahr Kaspars im allgemeinen gute Kenntnis hatte, in den einzelnen Datis sich im Irrtum befand, den Geburtstag des zweiten Prinzen (30. April) mit dem des ersten verwechselte und sich, während ihm der Oktober als Sterbe-Monat noch im treuen Gedächtnis lag, nur in dem Monats-Tag vergriff (statt des 16. Oktobers der 7. — ein unbedeutender Unterschied von 8 bis 9 Tagen).

Indessen scheint mir die Abweichung ganz absichtlich aus guten Gründen geschehen zu sein.

Derjenige, der unsern Kaspar in Gewahrsam hatte, ihn nach Nürnberg brachte oder schaffte, und den Brief nebst Beilage schrieb oder schreiben ließ, war höchstwahrscheinlich ein katholischer Geistlicher oder Klostergeistlicher. Diesem, der auch, wie die demselben mitgegebenen geistlichen Büchlein bekunden, für Kaspars Seelenheil besorgt war, mußte es eine große Verruchtheit dünken, den Unglücklichen ohne allen Ausweis über seine Geburt in die Welt zu stoßen. Wäre aber dieser Mann dem rechten Datum in allem vollkommen getreu geblieben, so mußte er mit Recht eine nur zu schnelle Entdeckung befürchten. Um daher in der Hauptsache bei der Wahrheit zu bleiben, ohne das Geheimnis zu verraten, mußte der Wahrheit etwas Lüge beigemischt werden, und so wurde denn, um auch so noch von der Wahrheit so wenig als möglich abzuweichen, bloß ein Datum im richtig angegebenen Monat (Oktober) um einige Tage zurückgeschoben und ihm nebenbei der 30. April aus dem Leben seines jüngeren Bruders beigelegt.

Nicht unbedeutend ist es, daß nicht lange nach dem Erscheinen Kaspars zu Nürnberg sich das Gerücht — und zwar von B(aden) her — verbreitete: Kaspar sei ein für tot ausgegebener Prinz des B(aden)'schen Hauses, und zwar ein Sohn der Gr(ößherzogin) S(tephanie); daß dieses Gerücht von Zeit zu Zeit wieder lauter geworden ist, am lautesten aber in der neuesten Zeit; daß neuerlich in der Form einer angeblichen Geistererscheinung, von welcher öffentliche Blätter erzählten, die Bahaftung angedeutet wurde, die Familie H(ochberg) besitze durch Usurpation den Thron, es sei noch ein echter Prinz am Leben; daß sogar erst vor einigen Tagen, aus einer Stuttgarter Zeitung, in einem Augsburger Blatt die Behauptung zu lesen war: „Kaspar Hauser sei der mutmaßliche Prätendent von B(aden)“. Gerüchte sind freilich nur Gerüchte, sind aber darum nicht zu verachten; sie fließen oft aus sehr echten Quellen; sie haben, wo es geheime Verbrechen gilt, häufig darin ihre Entscheidung. daß der eine oder andere Mitwissende geplaudert hat, mit seinem Vertrauen zu freigebig gewesen oder sonst eine verräterische Unvorsichtigkeit begangen hat, oder weil ein Mitschuldiger, um sein Gewissen zu erleichtern oder um sich wegen getäuschter Hoffnungen zu rächen und dergl., im Stillen die Entdeckung der Wahrheit herbeizuführen sucht, ohne an sich selbst zum Verräter werden zu müssen usw. Aus diesen Gründen zählen die Rechtsgelehrten auch Gerüchte (die famam publicam) zu den Anzeigen (Indizien) von Verbrechen und deren Urhebern oder Teilnehmern.“ (L. F. S. 319 ff.)

Frägt man sich, wodurch Feuerbach zu dieser seiner moralischen Überzeugung gekommen ist, so darf man wohl hinweisen u. a. auf seine zahlreichen Besprechungen mit dem Grafen Stanhope, der damals alles daran setzte, zu Hausers „Pflegevater“ bestimmt zu werden, und dem Staatsrat von Klüber in Frankfurt, der mit den Verhältnissen in Baden aufs innigste vertraut war. Ausdrücklich bedacht werden muß auch der Schlußsatz seines Briefes „an den Hof- und Kabinettsprediger von Schmidt in München, vom Februar 1932“, durch den er sein „Mémoire“ ankündigt:

„Das Vertrauen auf heiliges Königswort gewährt mir sichere Bürgschaft und Beruhigung gegen die Gefahren, welche unter anderer Voraussetzung, Mitteilungen solcher Art unvermeidlich über mein Haupt zusammenhäufen würden.“ (L. F. II S. 319).

Wir kennen die „Gefahren“, die allen denjenigen drohten, die es in der Zeit der Restauration, nach den „Befreiungskriegen“, wagten, gegen die Belange der damals herrschenden Dynastien zu rebellieren (Ausführliches darüber in meiner Kaspar-Hauser-Arbeit VIII).

Feuerbach war durch politische Schriften 1813/14 nach der Schlacht bei Leipzig aufgefallen, stand im Verdacht, Mitglied des damals berühmten Tugendbundes zu sein und wurde nach Bamberg strafversetzt. Zehn Jahre später gerieten seine Söhne in die Hand der Polizei. Bei Ilse, Geschichte der politischen Untersuchungen usw. Frankfurt 1860 lesen wir in den Listen unter VIII B:

- „1. Feuerbach Anselm, Student von Ansbach, nicht gestanden und verhaftet
2. Feuerbach Eduard.“

Offenbar konnte man beiden nichts wesentliches nachweisen, denn es heißt weiter: „Aufhebung der Untersuchung. Kosten an Staatsärrar.“

Schlimmer ging es Feuerbachs Sohn Karl, über den es bei Ilse in „Übersicht I“ unter A IV heißt:

„Feuerbach Karl Wilhelm, Professor in Erlangen, geständig, verhaftet zu München, Verbrechen des Hochverrats ?).“

Doch hören wir nun, was Vater Feuerbach selbst in 2 Briefen an Elise von der Recke vom März und Mai 1825 darüber berichtet:

„An Elise von der Recke. Ansbach, den 4. März 1825.

Hochverehrte, ewig und innig geliebte Freundin!

Ihren Brief erhielt ich zu München, wo ich vier Wochen mich aufhielt, um mit meinem lieben, herrlichen Sohne Karl zu leben, den mir Gott wunderbar gerettet hat. Seit einigen Tagen bin ich wieder hier, und was könnte ich wichtigeres tun, als die geliebten, um mich besorgten Freunde zu beruhigen? Wohl habe ich noch nie so lange geschwiegen; aber noch nie, so weit ich auf mein vergangenes Leben zurückblicke, hat auch die Vorsehung so lang, so schwer, so vielfältig und ununterbrochen meine Seele mit den empfindlichsten Leiden heimgesucht und auf die Probe gestellt, was sie zu tragen vermöge, als im vorigen Jahre (1824) seit dem Monat März bis in den Anfang des gegenwärtigen der Fall gewesen ist. Kein Tag verging ohne Qual, keine Woche ohne neues Unglück, und wenn sich dann und wann mein zerrissenes Herz im Übermaß der Schmerzen tröstend gesagt hatte: **mehr kann nun nicht kommen! denn mehr kann keine menschliche Seele tragen! dein zürnendes Schicksal ist nun gewiß versöhnt!** — da brach von irgendeiner Seite, woher ich es am allerwenigsten erwartet, ein neues noch stärkeres Ungewitter zermalmend auf mich ein. Und so ging es fort in immer gesteigerter Macht und Größe, und immer stand ich und hielt männlich aus, bis im Dezember vorigen Jahres und im Jänner des gegenwärtigen zwei der entsetzlichen Ereignisse, die ein Vaterherz treffen können, alle Kraft meiner Seele brachen. Daß ich mich wieder gefunden habe, daß nicht mein Haupt schneeweiß geworden, daß noch ein Haar auf meinem Kopfe ist, muß ich als Beweis einer unverwundlich starken Natur betrachten. Mitten im heißesten Kampf mit allen Freveln und Tücken, deren Menschen fähig sind, unter brennenden Herzwunden, die die Menschenbosheit mir zuzufügen nicht müde wurde, sah ich im Geiste meine Elise und unsern geliebten Tiedge ermunternd, tröstend mir zur Seite. Wenn es mir zuweilen so zu Mute ward, als wolle mich aller Mut verlassen, da war mir, als hörte ich Euch beide heiterernsten Angesichts mir zurufen: verlaß Dich selber nicht und vertraue

Gott! „Aber warum hat Feuerbach seinen Freunden sich in so langer Zeit nicht mitgeteilt?“ Weil es ihm stets eine Unmöglichkeit ist, während das Unglück ihn am Scheitel gefaßt hat und schlagend und dräuend an ihm sich abarbeitet, zugleich mit der Feder in der Hand die Gestalt und das Wesen des feindlichen Dämons, wie er sich jetzt gebärdet, wohin er jetzt eben zielt, wie und wo er soeben verwundet hat, zu beschreiben. „Aber warum nicht durch andere, durch Anselm z. B., sich mitteilen?“ Weil dann eine Unglücksbotschaft nach der anderen, eine immer ärger als die andere, zu Ihnen gekommen wäre; weil ich meinen geliebten, mit innigster Liebe mir anhängenden Freunden den Gram und die ängstigenden Sorgen um den unglücklichen Freund und seine Lieben gern ersparen wollte, und weil ich von Tag zu Tage, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat nicht bloß hoffte, sondern zu erwarten das Recht hatte, daß ich mit erleichtertem und versöhntem Herzen Ihnen würde schreiben können: nun endlich habe ich überwunden und zu leiden aufgehört! Noch kann ich dies nicht ganz; es ist zwar die größte Gefahr bestanden und der Sturm ruht jetzt; aber ob er nicht bloß ausruht, um von neuem loszubrechen, das ist noch ungewiß. Das Unglück, das uns die Natur bereiten kann, ist bestimmt, durch Zahl und Maß begrenzt; Die Übel, welche der Menschen Witz ersinnt, sind uner- schöpflich und unergründlich wie der schwarze Abgrund menschlicher Bos- heit. Doch bin ich jetzt in der Fassung, um Elisen zu schreiben, und hätte ich sie nicht, ich müßte sie zu gewinnen mich bemühen, um das Verlangen meiner Freunde zu stillen. Erwarten Sie aber ja nicht, daß ich auch nur in kurzen Summarien alles das oder nur das Hauptsächlichste von allem dem- jenigen, was ich seit dem März 1824 erfahren und ertragen, nachholend in diesem Briefe zusammenfasse. Die Geschichte dieses Jahres wird künftig entweder der Inhalt eines nicht ganz kleinen Buches werden oder, wenn ich dazu noch Zeit finde, in meiner Lebensbeschreibung einige der interes- santesten und weitläufigsten Hauptstücke ausfüllen. Zudem ist gerade das Allerbedeutendste an unglückliche Verhältnisse geknüpft, welche zu berüh- ren dermalen noch bedenklich sein würde. Briefe haben aufgehört, den vertraulichen Austausch der Gedanken und Gefühle zwischen geliebten Freunden und Verwandten zu vermitteln. Licht heißt nun Finsternis, Finsternis Licht, Wahrheit Lüge, Tugend Verbrechen und die Zeiten nahen schon mit starken Schritten, wo man den Sohn, den Vater wegen der Tränen anklagt, die er bei der Leiche eines unschuldig geopferten edlen Vaters oder Sohnes geweint. Also vorderhand nur einiges wenige aus vielem; von jenem wenigen mögen Sie schließen auf das übrige viele, wovon ich nichts schreibe. —

Vor ungefähr vier Monaten erhielt ich nach langen Leiden endlich die frohe Nachricht, das königl. Kreis- und Stadtgericht zu München habe mit Einhelligkeit der Stimmen ausgesprochen und diese seine Erklärung in einem umständlichen Vortrage gerechtfertigt: daß gegen keinen der gefange- nen 20 Jünglinge irgendein Verbrechen oder Vergehen vorliege, welches deren Verhaftung oder Untersuchung rechtfertigen könne. Nun endlich dachte ich, ist auch dein unschuldiger edler Karl gerechtfertigt, bald wieder in deinen Armen! nun kannst du bald deiner Elise wieder Freudiges ver- künden! Es sollte anders kommen. Jene Nachricht hatte vollkommen ihren Grund, aber ich folgerte zu schnell und zu sehr bloß nach dem strengen Recht. Das Kreisgericht fand es nicht angemessen, seiner rechtlichen Über- zeugung Folge zu geben und die übrigen jungen Männer, nebst meinem

Karl, dem noch ganz eigentümliche Momente zur Seite stehen, in Freiheit zu entlassen. Es ließ alle im Kerker und sendete die Akten an das Appellationsgericht in München zur Entscheidung. Von Woche zu Woche suchte man nun meine Ungeduld von München aus durch die Versicherung zu beruhigen, daß demnächst die Entschließung erfolgen werde, die der Sache ein Ende mache. Aber vergebens; Karls Arrest blieb noch immer so streng, daß er weder von Vater oder Mutter Briefe erhalten, noch Briefe an dieselben schreiben dürfte. Am ersten Weihnachtsfeste erhielt ich endlich zum Christgeschenk folgende Nachrichten. — Schon seit einigen Monaten hatte sich in dem Unglücklichen eine Gemüts- und Geisteskrankheit zu entwickeln angefangen, welche man aber gar nicht beachtete. Eine körperliche Disposition zu Kongestionen nach dem Kopfe, gekränktes Ehr- und Rechtsgefühl, Gram und Erbitterung, verbunden mit ununterbrochener geistiger Anstrengung bei tiefer tödlicher Einsamkeit — er hat in seinem Kerker ein System der analytischen Geometrie beinahe ganz vollendet — wirkten mit vereinter Gewalt auf die Zerstörung dieser kräftigen Seele. In seiner Zerrüttung hatte er sich die Überzeugung aufgeredet: ‚die Gewalt bedürfe seines Todes, um mit ihm zu begraben, was sie nicht verantworten könne; er sei von mehreren Seiten, durch Richter und Ärzte aufgefordert, sich selbst zu entleiben und durch seinen Tod den übrigen Jünglingen, die nur seinetwegen noch im Kerker schmachteten, die Freiheit wiederzugeben.‘ Es war dieses eine Phantasie, die aber nicht der reine Wahnsinn geboren, sondern welche sich sein Verstand aus verschiedenen Tatsachen — irrigerweise — zusammenkombiniert und welches zuletzt bei seiner überreizten Stimmung die Gewalt und Stärke einer fixen Idee gewonnen hatte. Die geistige Zerrüttung Karls war nicht nur im ganzen Gefangenhause bekannt, sondern auch aktenmäßig; allein gewohnt, nur Leiber einzusperren, unfähig, zu begreifen, wessen eine kräftige und dabei tief verwundete, in ihrem Innersten zerrüttete Seele fähig sei, überließ man ihn, bloß seines Leibes pflegend, ganz sich selbst ohne Aufsicht, ohne geistige Heilmittel, ohne Gesellschaft. Als bloßer Staatsgefangener durfte er ungehindert über Rasiermesser, Federmesser, Scheren zu jedem beliebigen Zweck verfügen; man ließ ihm dieses alles, als schon der Gerichtsarzt über ihn das Gutachten gegeben hatte, daß er an den Grenzen des Wahnsinns stehe. Den 21. Dezember, am Abend desselben Tages, wo Anselm Abschied von ihm genommen hatte, forderte er und erhielt ein Fußbad. Nach ungefähr einer Viertelstunde geht der Wärter hinauf, um das Wasser wieder abzuholen, und findet meinen Karl auf dem Boden ausgestreckt, im Blute schwimmend, ohne Zeichen des Lebens. Er hatte sich mit seinem Federmesser an beiden Füßen die Adern geöffnet; dann setzte er sich, während er sein Leben ausströmen ließ, im Angesicht des Todes, an seinen Schreibtisch nieder, um noch von den Seinen Abschied zu nehmen, stürzte aber bald von Ohnmacht ergriffen zur Erde. Er hatte ungefähr 18 Unzen Blut verloren, als ihn der Gefangenwärter fand. Man brachte ihn bald wieder in das Leben und versetzte ihn aus dem Gefängnis in das allgemeine Krankenhaus, wo er, auf besondere Anordnung des Justizministers, schöne Zimmer mit allen Bequemlichkeiten bekam und sich — scheinbar — bald wieder erholte. So weit gingen meine Nachrichten am Christtage. — Ich schrieb sogleich nach München und machte die Behörde darauf aufmerksam, daß sowohl nach allgemeinen psychologischen Erfahrungen als nach meiner besonderen Kenntniss von dem Geiste und Charakter meines Sohnes dem Anscheine zur Besserung nicht zu trauen

und die Gefahr bei weitem nicht vorüber sei; seine Ruhe und Stille sei nur eine Folge des Blutverlustes; sein Geist brüte fort und werde zu vollenden versuchen, was er einmal begonnen. In einer Entfernung von 25 Meilen sah ich richtiger, als die Herren in unmittelbarer Nähe sehen wollten oder sehen konnten. Man heilte die Wunden seiner Füße, gab ihm Arzneien zu trinken und pflegte wieder sogleich seines Körpers, ohne auf die kranke zerrüttete Seele in diesem Körper die mindeste Rücksicht zu nehmen. Am 9. Jänner schrieb mir das Gericht als Antwort auf mein besorgliches Schreiben: ich dürfe meines Sohnes wegen ganz beruhigt sein, und schon am 10. geschah die zweite Tat. Er bewohnte die zweite Etage des sehr hohen Krankenhauses, wo er sehr bald wahrnehmen mußte, daß die großen unvergitterten Fenster, welche bis auf den Boden reichen, ihm einen bequemen Ausgang aus dem Leben zeigten. Er fand, wie er mir neulich selbst erzählte, in dem Umstande, daß man ihm, der kaum wieder zum Leben zurückgekehrt, ohne männliche Aufsicht bei unverwahrten Fenstern lasse, nicht bloß eine neue Bestätigung seiner eingewurzelten Vorstellung, daß man seines Untergangs bedürfe, sondern auch eine zwar stillschweigende, doch deutliche Aufforderung, nunmehr auf diesem Wege zu vollbringen, was die Voreiligkeit des Gefangenwärters vereitelt habe. Gedacht, getan! Er reißt den Verband ab, öffnet, woran den Unbewachten niemand hindern konnte, die Fensterflügel und springt in die Tiefe hinab, wo, zumal nach Art seines Sprunges, er dem Tode unvermeidlich würde in die Arme gestürzt sein, wenn nicht die Vorsehung fast durch ein Wunder ihn zum zweitenmal beinahe ganz unverseht erhalten hätte. Er kam mit gleichen Füßen auf den Boden, aber in einen tiefen Schneehaufen, den der Wind unter dem Fenster zusammengeweht hatte. Man trug ihn bewußtlos in sein Bett zurück, er erwachte im Wahnsinn. — Ein aus drei der vorzüglichsten Ärzte zusammengesetztes collegium medicum, welches auf meine Veranstaltung und Kosten über ihn gehalten wurde, tat nun den einhelligen Ausspruch, daß dieser Gemütskranke sogleich jeder Haft zu entlassen und der Pflege der Seinigen oder liebender und geliebter Freunde zu übergeben sei, wenn er noch geheilt und gerettet werden sollte. Höchst ungern und mit seltsamen Umständlichkeiten fügte man sich diesem Ausspruche; aber man fügte sich. —

Der ärztlichen Hilfe, und vor allem der unermüdeten Sorgfalt des würdigen Thiersch und seiner edlen Gattin, welche den heldenmütigen Entschluß gefaßt hatten, den körperlich kranken Irrsinnigen, dem soeben der zweite Versuch des Selbstmordes mißlungen war, zu liebender Pflege in ihr Haus zu nehmen, gelang es schon nach einigen Wochen, diesen herrlichen Geist den Seinigen und der Welt zu retten. Sobald Karl soweit hergestellt war, daß er nach dem Ausspruch der Ärzte das Wiedersehen des Vaters ohne Gefahr ertragen konnte, eilte ich zu ihm. Dieses Wiedersehen war für Vater und Sohn gleich erschütternd. Kaum erkannte ich ihn wieder: totenbleich, abgezehrt, die Gesichtszüge entstellt; der Blick noch irr und wild, die Füße geschwollen und die rechte Hüfte lahm; mühselig nur vermochte er sich an Krücken fortzuschleppen. Meine vierwöchentliche Anwesenheit zu M(ünchen) wirkte aber äußerst wohlthätig auf ihn; seine geistige und körperliche Gesundheit besserte sich fast zusehends von Tag zu Tag. Ich verließ ihn so wohl aussehend, wie er kaum früher gewesen; vor allem war sein Geist wieder vollkommen zur Ordnung und Klarheit zurückgekehrt; kleine Exkursionen abgerechnet, arbeitete er, zu seiner

Erheiterung, an der Vollendung seines Werkes vom Morgen bis gegen Abend; nur seine trübe Stimmung und Menschenscheu haben ihn noch nicht verlassen, Groll und Ingrimm lauern in seinem Herzen und ein Zittern überfällt ihn, sobald er einem ihm nicht ganz bekannten und befreundeten Menschengesicht begegnet. Soviel von meinem Karl, der so lange in München bleibt, bis das Urteil ergangen ist, welches, wenn es von der Gerechtigkeit, nicht von der Diplomatie diktiert wird, keinen anderen Inhalt haben kann, als was das Kreisgericht schon ausgesprochen hat. Anselm verließ, als Karl, jenem unbewußt, sich die Adern öffnete, München mit einer sehr guten Anstellung als Professor am Gymnasium zu Speyer. Er konnte aber seine Stelle noch nicht antreten. Auch er war mit Mühe der Verfolgung entgangen. Gram und Erbitterung und das Entsetzen über das Unglück seines Bruders warfen ihn auf das Krankenlager. Doch ich mag in dem Unglücks- und Jammergemälde nicht fortfahren. Sie werden an dem obigen genug haben, um wenigstens ungefähr zu erfahren, wie es bisher mit mir stand — auch genug, um sich zu überzeugen, wie ich nunmehr sogar das Äußerste mit Gelassenheit zu ertragen endlich gelernt habe. Das Leben ist eine sehr gute Schule; nur ist leider! die Zucht gar zu streng. Nirgendwohin zieht mich mein Herz so sehr mit aller seiner Macht als diesen Sommer zu Elisen und Tiedge, um mein erstarrtes Gemüt wieder zu erwärmen, meinen ermatteten Geist wieder zu stärken und aufzurichten, und durch unbefangene offene Mitteilung — wie sie jetzt nur in unmittelbarem mündlichem Verkehr noch möglich ist — von Ihnen zu vernehmen und Ihnen zu vernehmen zu geben, was zwar eine traurige Unterhaltung gewähren, aber der beklemmten Brust für lange Zeit Erleichterung verschaffen würde. Doch es muß dieses ein Wunsch bleiben; wenigstens sehe ich jetzt noch nicht entfernt, wie es mir möglich werden sollte, ihn zu befriedigen. Gott erhalte mir noch lange Mutter Elise und Vater Tiedge, und wenigstens die Hoffnung, daß wir uns noch einmal auf dieser Welt wiedersehen! — Grüßen Sie mir herzlich den trefflichen lieben Hasse. Ich habe ihm vor mehreren Monaten schon mein neuestes Werk: Darstellung der Gerichtsverfassung und des gerichtlichen Verfahrens Frankreichs übersendet, aber noch keine Nachricht von ihm erhalten, daß er es empfangen hat. Am Rhein und in Frankreich macht dieses Werk großes Aufsehen. Die ersten Männer dort, welche das ganze französische Wesen genau aus Erfahrung kennen, unter anderem der berühmte Daniels zu Köln, haben mir das Zeugnis gegeben, daß meine Gemälde bis auf die kleinsten Züge die Wahrheit mit einer Treue und übersichtlichen Klarheit darstellen, welche durchaus nichts zu wünschen übriglasse, und man müsse staunen, wie eine solche Riesenarbeit nach so verhältnismäßig kurzem Aufenthalte in Frankreich, einem Ausländer zumal, habe gelingen können. — Beinahe hätte ich etwas übersehen, was übersehen zu haben Ihr Herz mir kaum verzeihen haben würde. Ich habe während meines Aufenthalts zu München den herrlichen Weiller gesprochen und Unterredungen mit ihm gehabt, welche tiefen Eindruck auf mich gemacht haben. Körperlich ist er wohl und so kräftig, wie ich ihn bei meinem vorletzten Aufenthalte zu München nicht gesehen habe. Aber sein Gemüt leidet an schmerzlichen tiefen Wunden und mit trübem, finster ernstem Sinn blickt er in die Gegenwart und Zukunft. ‚Die Lust am Leben‘, sagte er mir unter anderem, ‚ist mir ganz verloren; denn man hat mir das Einzige genommen, was mir das Leben wert machte, die Möglichkeit, Gutes zu wirken‘. Er wurde als Direktor zur Akademie der

W(issenschaften) befördert, nur um ihn vom Lehramte zu entfernen; er bat, als akademisches Mitglied wenigstens Vorlesungen über empirische Psychologie halten zu dürfen, es wurde ihm verweigert, und damit er auch keine Zeit zum Schreiben übrig behalte, hat man ihn mit so vielen, seines Geistes unwürdigen Handwerksarbeiten und Skribenten-Schreibereien überladen, daß ihm — wenn auch noch Zeit übrig bliebe — Lust und Mut und Kraft zu einem Flug in höhere Regionen wohl vergehen muß.

Mit innigster Verehrung und Liebe drücke ich im Geiste Mutter Elise und Vater Tiedge an meine Brust. Ewig wie in den Jahren 1819 und 1820

Ihr Freund F(euerbach).

An dieselbe. Ansbach, den 15. Mai 1825.

Endlich, endlich, meine hochverehrte, innigst geliebte Freundin, kann ich Ihnen schreiben, weil ich endlich einmal eine frohe, Ihrem Herzen wohlthuende Nachricht melden kann. Indessen nur mit wenigen Zeilen kann ich mich diesmal abfinden; ich bin durch zu mancherlei Empfindungen bewegt und von zu mancherlei Geschäften bedrängt, zu welchen eben jene Nachricht mir Veranlassung gibt. Gestern wurde mir die zuverlässige Kunde, daß sämtliche wegen der bekannten Geschichte zu München verhafteten Jünglinge, wegen Mangels an dem Tatbestande eines Verbrechens oder Vergehens, wieder freigelassen sind, folglich auch mein armer, guter Karl bald wieder in der Mitte der Seinigen ist. Diese Freude wird aber durch mehrere empörende Nebenumstände verbittert, Alle, nachdem sie volle 14 Monate wie Mörder und Räuber behandelt, von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt und (obgleich nicht in Anklagestand versetzt und ohne daß ihnen auch nur der Gegenstand der Anschuldigung bekanntgemacht worden wäre) wie förmliche Inquisiten durch unzählige Verhöre gemartert, ihrer Ehre beraubt, an Geist, Gemüt und Leib mehr oder weniger zu Krüppeln gemacht worden sind, wurden — ohne alles Urteil über ihre Person, ohne förmliche Rechtserkenntnis über ihre Schuld oder Unschuld! — in Freiheit wieder nach Hause geschickt: wogegen ich meines Ortes die geeigneten Rechtswege einschlagen werde. Indessen freue ich mich wenigstens, daß Karl seinen Verfolgern entzogen und gerettet ist. Viele Eltern haben diese Freude nicht. Einer der herrlichsten unter den gefangenen Jünglingen, der edle Sohn trefflicher Eltern namens Plank (naher Verwandter des Hofrats Plank zu Göttingen), erlag dem Nervenfieber und wurde durch den Tod in Freiheit gesetzt; auf dem Kirchhof zu München liegt seine Leiche. Drei andere liegen am Kerkerfieber im Spital; fast alle verlassen krank ihren Kerker. Das sind nun so unsere schönen Zeiten, die Vorgänger noch größerer Herrlichkeiten.

Sobald ich ruhiger und geschäftsfrei geworden bin, erhalten Sie mehr von ihrem in Leiden geprüften

F(euerbach).“

(L. F. S. 232 ff.)

Die beiden Briefe sind hier vollständig wiedergegeben, weil sie uns den damals fünfzig Jahre alten „genialsten Gesetzgeber unter den deutschen Juristen“ (Radbruch o.c. S. 168) nach den verschiedensten, auch privaten Seiten hin deutlich vor Augen stellen, vor allem aber, weil sie zeigen, wie berech-

tigt Feuerbachs Sorge war, sein 7 Jahre später an die Königin Caroline übersandtes „Mémoire“ könnte, wie er sich ausdrückt, unvermeidliche Gefahren über sein Haupt zusammenhäufen.

Ludwig Feuerbachs Sammlung von Niederschriften seines Vaters beweisen, daß der Präsident sein ganzes Leben hindurch viele Gegner hatte und stets auf äußerst exponiertem Posten stand (zahlreiche Zitate VI S. 253).

Doch nun wieder zu Mittelstädt.

Er beginnt seinen Abschnitt „II“: „Das an Arbeit und Ehren überreiche Leben Anselm von Feuerbachs neigte sich dem Ausgange zu, als das Erscheinen Kaspar Hausers in der guten Stadt Nürnberg, in dem stillen beschaulichen Dasein jener sensiblen, für die Eindrücke des Wunderbaren nur allzu empfänglichen Welt von 1828 Epoche machte. Eine durch die gesamte europäische Presse schnell verbreitete Bekanntmachung⁸⁾ des Magistrats der Stadt Nürnberg vom 7. Juli 1828 hatte das Ereignis vom 26. Mai desselben Jahres mit allen rätselhaften Nebenumständen zur öffentlichen Kunde gebracht.“ (S. 25)

Hier sind uns gleich 3 Stellen anstößig:

ad 1): Das Leben Feuerbachs neigte sich keineswegs 1828 dem Ausgang zu wie Mittelstädt diminuirt; er lebte noch volle 5 Jahre und veröffentlichte immerhin in dieser Zeit: 2 Bde. „Aktenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen“; zehnte und elfte Auflage seines „Lehrbuchs des gemeinen in Deutschland geltenden peinlichen Rechts“; Aufsätze in „Hitzigs Annalen“, darunter „Einige wichtige Aktenstücke, den unglücklichen Findling Kaspar Hauser betreffend“; seine Kaspar-Hauser-Broschüre nebst „Mémoire“ und schließlich seine Sammlung „Kleine Schriften vermischten Inhalts“.

Man sieht: eine reiche Ernte, trotz der vielen Krankheiten, von denen er sein ganzes Leben hindurch geplagt wurde (vgl. diesbezügl. Ausführungen in meiner Arbeit VI S. 255).

ad 2): Angesichts der damaligen bedauerlichen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse (Revolutionen, Hungersnöte usw.) sollte man die Phrasen von „der guten Stadt Nürnberg“ und „dem stillen beschaulichen Dasein jener . . . Welt von 1828“, die merkwürdigerweise bei den Antihäuserianern sehr beliebt sind, endlich einmal beiseite lassen.

ad 3): die „Binder'sche Bekanntmachung“ wurde keineswegs „durch die gesamte europäische Presse schnell verbreitet“, sondern laut Schreiben der Kreisregierung vom 16. Juli 1828 (von Miege) an das Appellationsgericht „alsbald sistiert resp. die ganze Auflage mit Beschlag belegt“ (VI S. 71). Diese Tatsache hätte Mittelstädt auch in seinem Julius Meyer (S. 1) lesen können!

Unmöglich auf alles Falsche, Fehlerhafte, Gefälschte in den folgenden Seiten Mittelstädts genauer einzugehen. Hier nur Stichworte:

Julius Meyers Abdruck der Binder'schen Bekanntmachung kann Mittelstädt natürlich nicht auf einer Seite unterbringen, aber es geht nicht an, nur das herauszustellen, was einem paßt, und wichtiges zu verschweigen.

Daß Feuerbachs auf Kaspar Hauser sich beziehender „Briefwechsel“, der in 2 Briefen an Elise von der Recke besteht, „viel getreuer und zuverlässigere Kunde gibt“ als eine 4 (muß heißen 3) Jahre später geschriebene Broschüre, ist eine Zweckbehauptung Mittelstädts, der sich doch auch sagen mußte, daß der Präsident während dieser 3 Jahre allerhand dazugelernt hat und daß sich seine Ansichten dementsprechend verbessert haben können.

Und nun kommt eine Mittelstädt'sche Ausführung, die gar nicht scharf genug herausgestellt werden kann, weil sie schlagartig beleuchtet, was von der Sach- und Aktenkenntnis dieses Autors zu halten ist. Er schreibt: „Feuerbach hielt es damals noch für durchaus nicht ausgeschlossen, daß Kaspar Hauser von Anfang an mit der Wahrheit zurückgehalten, und so sehr ihn das ‚psychologische Problem‘ in der Erscheinung interessierte, so groß seine Abscheu vor der ‚Greuelthat‘ war, die solche geistige Verwahrlosung bewirkt hatte, so zweifelhaft verhielt sich der Kriminalist gegenüber der Unterstellung eines greifbaren Verbrechens. Hat doch weder er noch sonst eine Behörde die ganze Zeit vom 26. Mai 1828 bis zum 17. Oktober 1829 — das sind über 16 Monate — Veranlassung gefunden, wegen widerrechtlicher Gefangenhaltung oder Aussetzung oder gar Veränderung des Personenstandes eine Kriminaluntersuchung einzuleiten“ (S. 28).

Hier hat Mittelstädt ganz vergessen, den von ihm früher (S. 6) als „verschwunden“ bezeichneten Magistratsaktenband mit dem Rubrum: „Einen in widerrechtlicher Gefangenschaft gehaltenen und gänzlich verwahrlosten, dann aber ausgesetzten unbekannten jungen Mann namens Kaspar Hauser betreffend. 1828.“ Ganz vergessen hat Mittelstädt ferner den von Julius Meyer auf einem Dutzend Seiten erstmalig veröffentlichten Briefwechsel vom Juli 1828 des Appellationsgerichts (Präsident Feuerbach) mit der Kreisregierung unter dem Rubrum: „Eine öffentliche Bekanntmachung des Stadtmagistrats Nürnberg vom 7. Juli 1828, einen angeblich in widerrechtlicher Gefangenschaft aufgezogenen, verwahrlosten, dann ausgesetzten jungen Menschen, Kaspar Hauser sich nennend, betreffend“, weitere Aktenstücke: Kreisregierung an Innenminister: „eine öffentliche Bekanntmachung des Magistrats zu Nürnberg vom 7. Juli 1828 wegen eines unbekannten Fremden betreffend“. Innenminister an König Ludwig: „Einen in Nürnberg angetroffenen unbekannten jungen Mann betreffend“.

In dem Kapitel: „Die Stellungnahme der Oberbehörden zu Binders Bekanntmachung“ habe ich diese von Meyer stückweise veröffentlichten Aktenstücke vollständig publiziert mit weiteren von Meyer nicht gebrachten (Vgl. meine Kaspar-Hauser-Arbeit VI S. 69—99).

Zur weiteren Charakterisierung der Behördenarbeit im Falle Kaspar Hauser sei hier der Bericht des Innenministers Graf Armandsparg an König Ludwig, der in Meyers Aktensammlung fehlt und VI, S. 70 f. erstmalig veröffentlicht ist, zitiert:

„Alleruntertänigster Antrag, einen zu Nürnberg angetroffenen unbekannten jungen Menschen betr.

München, den 23. Juli 1828.

An Seine Majestät den König!

Der alleruntertänigst unterzeichnete Staatsminister erlaubt sich, euer k. Majestät hieneben einen Bericht der k. Regierung des Rezatkreises vom 16. ds. Mts., zu welchem eine ebenso rätselhafte als beispieldlose Begebenheit Veranlassung gegeben hat, samt den dazugehörigen Beilagen ehrerbietigst zur allerhöchsten Einsicht vorzulegen.

Nach demselben ist am 26. Mai d. J. zu Nürnberg ein junger Mensch angetroffen worden, der in früher Jugend durch eine unerhörte Missetat der Freiheit und allem Umgange mit Menschen entrissen und dem in einsamer Verwahrung bei strenger Zucht und kärglicher, in Wasser und Brot bestehen-

der Nahrung das Leben von der beschützenden Vorsehung gegen den Willen und die Absicht seines unmenschlichen Kerkermeisters erhalten worden sein dürfte.

Die mangelnde Entwicklung der Begriffe und Vorstellungen, die fehlende Gabe geordneter und zusammenhängender Rede und die wenige Übung in dem Gebrauche der Sinne sind ebenso viele kaum zu widerlegende Beweise der unerhörten Tat, welche bis jetzt von einem undurchdringlichen Schleier bedeckt und deren Enthüllung durch das unbedachtsame Vorschreiten des mit edelmütiger Teilnahme für den Unglücklichen Sorge tragenden Magistrates zu Nürnberg unleugbar erschwert worden ist.

Indem der ehrerbietigst Unterzeichnete sich hinsichtlich der näheren Umstände dieser höchst auffallenden Begebenheit auf den Regierungsbericht und dessen Beilagen submisst beziehet, bittet derselbe in gewohnter Ehrfurcht um die allergnädigste Remission dieser z. T. für die weitere Untersuchung unentbehrlichen Aktenstücke. Armansperg.“ (VI, S. 72 f.)

Eine gründliche Kritik der Binder'schen Bekanntmachung und ausgedehnte Vorschriften für die Weiterbehandlung des Falls durch die Polizei hätte Mittelstädt aus dem auch von Meyer abgedruckten Schreiben (S. 89 ff., auch in meiner Arbeit VI S. 74 ff.) des Appellationsgerichts an die Kreisregierung ersehen können.

Weitere Spuren der Behördenarbeit in der von Mittelstädt so benannten „ganzen Zeit vom 26. Mai 1828 bis zum 17. Oktober 1829“: Mahnung des Appellationsgerichts vom 7. November 1828. Daraufhin Magistrate'sbericht vom 25. November. Neue Mahnung des Appellationsgerichts und neuer Magistrate'sbericht vom 20. April 1829.

Genannte beiden Akten: „Bericht des k. Kommissärs (Faber) und des Magistrate's der Stadt Nürnberg (Binder) den angeblichen Kaspar Hauser betreffend, an die k. Regierung des Rezatkreises, Kammer des Innern“ vom 25. November 1828 und 20. September 1829 bringt auch Meyer S. 179 ff. (vgl. meine Abdrucke und Ausführungen VI S. 95 ff.).

Wie kann Mittelstädt diese ihm auch in Meyers Buch vorliegenden Akten vergessen?

Nun begibt sich Mittelstädt an die Ausführung der Aufgabe, Feuerbachs Kaspar-Hauser-Buch kritisch zu zerfetzen.

Da muß zunächst Feuerbachs damaliger Gesundheitszustand erhalten: „Aus diesem geistigen und körperlichen Siechtum eines dem Tod raschen Schrittes entgegeneilenden Mannes muß die Feuerbach'sche Schrift über Kaspar Hauser beurteilt werden, will man nicht ungerecht sein gegen den Verfasser, seine geistige, seine wissenschaftliche Bedeutung.“ (S. 30.) Nun hat aber Mittelstädt selbst 6 Zeilen vorher aus einem Feuerbach'schen Brief zitiert: „Der ‚Krankheitszustand sei erst noch im Werden‘ gewesen, als er ‚diese paar Bogen‘ über Kaspar Hauser in 3 Monaten, ‚die Vorarbeiten nicht mitgerechnet‘, zusammengeschrieben.“ Und wenn Mittelstädt Ludwig Feuerbachs 2 Bde. Sammlung der Briefe seines Vaters gelesen hat, was ich doch annehme, so muß ihm doch aus Dutzenden von weiteren Briefstellen, schon seit dem Jahre 1805, folgendes über Feuerbachs Gesundheitszustand klargeworden sein: „Seit Jahrzehnten liegt sein starker Geist in tragischem Kampf mit einem hinfälligen, von tückischen Krankheiten heimgesuchten Körper. Gewiß gab es da viele leiderfüllte Stunden, in denen seine Feuerseele dem

geplagten Kopf nicht die Arbeiten abgewann, die seinem aufs höchste verfeinerten künstlerischen und wissenschaftlichen Gewissen nach jeder Richtung hin genügten. Aber in der Ruhezeit zwischen den schmerzlichen Höhepunkten seines Leidens schenkte er der Welt und der Wissenschaft die Werke, die seinen Namen unsterblich gemacht haben. Stolz trug er dabei noch die Last seiner gewiß nicht leichten Ämter.

Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang noch ein Zeugnis des Sohnes Ludwig über die geistige Gesundheit seines Vaters bei noch fortgeschrittenem Krankheitszustand:

„Noch fast bis zu seinen letzten Augenblicken bediente er sich, der Sprache beraubt, zum Ausdruck seiner Wünsche mit größter Korrektheit der Feder.“ (I. S. XIX.)

Auch Feuerbachs spätere Briefe, nach Erscheinen seines Kaspar-Hauser-Buches bis zu seinem Tode, zeigen einen durchaus gesunden, die Dinge geistig beherrschenden Intellekt.

Das Märchen von dem zur Zeit seiner Kaspar-Hauser-Schriftstellerei körperlich und geistig zusammengebrochenen und nicht mehr zurechnungsfähigen Feuerbach ist somit abzuweisen.“ (VI S. 255.)

Nicht aus dem „Siechtum“ des Autors, sondern aus Inhalt und Form seines Geistesprodukts muß „beurteilt“ werden!

Am leichtesten hat es Mittelstädt mit der Kritik der Hauser'schen Kerkergeschichte. Er meint u. a. „Der Grundfehler, das ‚proton pseudos‘ in der ganzen Voraussetzung von einem an Kaspar Hauser verübten Seelenverbrechen scheint mir in dem naiven Glauben Feuerbachs an die Wahrheit von Kaspar Hausers eigenen späteren Angaben aus dem Jahre 1829 zu liegen, die Feuerbach zudem als von Hauser vor Gericht eidlich erhärtete bezeichnet, während die Nichtbeerdigung Hausers vom Untersuchungsrichter ausdrücklich zu den Akten vermerkt und motiviert ist. Vor Gericht wie in stereotyper Wiederholung zu Privatpersonen hat Kaspar Hauser die Geschichte seines Lebens⁹⁾ bekanntlich stets dahin erzählt: daß er sich, solange er denken könne, immer in einem engen Raume befunden, indem er von der Welt und den Menschen absolut nichts gesehen noch gehört, von einem Unbekannten, dessen Antlitz er nie geschaut, mit Wasser und Brot genährt, im Schreiben etwas unterrichtet, dann fortgeschleppt, umgekleidet, auf die Füße gestellt und mit dem bekannten Brief an den Rittmeister der 4. Eskadron des 6. Cheveauxlegers-Regiments nach Nürnberg hineingeschickt worden sei.“ (S. 32.)

Man liest aber auch bei Feuerbach (meine Ausgabe I S. 60): „Diese Geschichte der geheimnisvollen Gefangenhaltung und Aussetzung eines jungen Menschen ist nun fürwahr nicht nur ein grauenhaftes, sondern auch ein seltsames dunkles Rätsel, wobei sich außerordentlich vieles fragen und raten, aber wenig mit Gewißheit beantworten läßt, und welches natürlicherweise, solange noch nicht dessen Auflösung gelungen, mit jedem andern Rätsel die Eigenschaft gemein hat, daß es — rätselhaft ist.“

Gegen Ende seiner Besprechung der Hauser'schen „Vorgeschichte“ meint Mittelstädt: „Ich habe weder Beruf noch Neigung, eine neue Lösung des Hauser-Rätsels aufzustellen.“ (S. 44 f.) Ihm komme es allein auf die Zerstörung der Feuerbach'schen Phrase „wer sich so zeigt wie Kaspar Hauser, muß in dem Zustande gelebt haben, wie ihn Kaspar von sich erzählt hat“ an.

Vielleicht darf ich hierzu bemerken, daß ich schon vor 50 Jahren bei der Arbeit an meinem Kaspar-Hauser-Buch I/II genau zu diesem Satz in meiner Neuauflage des Feuerbach-Buches die Anm. 45 (I S. 68) beigefügt habe:

„Dies ist m. E. der Kernpunkt des ganzen. Deshalb ist es von so eminenter Wichtigkeit, die Augenzeugen darüber zu hören, wie Hauser auf sie gewirkt und welche Beobachtungen sie an ihm gemacht haben.“

Für die Besprechung des Nürnberger Attentats von Oktober 1829 und der Ermordung Hausers im Dezember 1833 braucht Mittelstädt nur je eine Seite. Daher möchte auch ich mich hier kurz fassen und auf meine Aktensammlungen verweisen, zum Nürnberger Attentat: VII S. 77 bis 100, zum Ansbacher Mordfall: VI: „Die amtlichen Aktenstücke über Kaspar Hausers Verwundung und Tod“, 334 S.

In beiden Fällen ist der „objektive Tatbestand“ durch die Zeugenaussagen weitgehend geklärt.

Hier nun einiges Aktenwidrige in Mittelstädt's Ausführungen:

Betr. Nürnberger Attentat:

„Die Kriminalisten“ haben keineswegs „alle ihre Kombinationsgabe aufgebogen, um auch nur die Art des Instrumentes zu erraten“: In den Akten lag eine Zeichnung Hausers von dem „Instrument“ vor, ähnlich einem vergrößerten Rasiermesser. Die Ärzte wurden ausdrücklich darüber vernommen, ob es u. a. möglich sei, daß Hauser, um Mittelstädt's Worte zu gebrauchen, „gegen irgendeinen scharfkantigen Gegenstand angerannt sei“. Wir lesen in einem Protokoll mit dem Amtsarzt Dr. Preu vom 12. November 1829: „Wurde der k. Stadtgerichtsarzt Herr Dr. Preu von dem Gerüchte: ‚daß die Beschädigung des Kaspar Hauser von einem Falle herrühre, weil er betrunken gewesen sei‘, behufs gutachtlicher Äußerung in Kenntnis gesetzt, welcher hierauf bemerkt: ‚Hauser trinkt, wie faktisch bekannt ist, gar nichts als reines Wasser, er kann weder Wein noch Bier noch Brantwein riechen, folglich kann er nicht betrunken werden. Hauser war unmittelbar vor seinem Nachhausegehen, wo er kurz darauf mörderisch überfallen wurde, auf einen kurzen Besuch bei mir, und ich kann also bezeugen, daß er nicht betrunken war. Ich ließ ihn unendlich wenig von einer welschen Nuß kosten, was er aber sogleich wieder ausspuckte, weil ihm der Geschmack unverträglich war, und doch hat es auf ihn nach seiner Angabe die Wirkung, daß er davon Kopfschmerzen verspürte und zur ungewöhnlichen Zeit Stuhlgang bekam, wobei ihm dann eben das bekannte Unglück zustieß.“

Übrigens habe ich mich bei der Abgabe meines Gutachtens über den Befund der dem Hauser zugefügten Wunde sattsam über die Beschaffenheit derselben ausgesprochen und auf das überzeugendste nachgewiesen, daß solche eine reine Hieb- und Stichwunde gewesen sei und keineswegs eine durch Fall entstandene Quetschwunde!“

Aus dem Protokoll mit Dr. Osterhausen vom gleichen Tage: „... Daß diese Wunde durch einen Fall entstanden, wo sie gequetschte Ränder hätte haben müssen, und mit Suggestion verbunden gewesen wäre, widerspricht der Beschaffenheit der Wunde, und eine dergleichen Behauptung verdient, Unsinn genannt zu werden.“ (Beide Protokolle VII S. 66.)

Von den Augenzeugen, die polizeilich und vom Kreis- und Stadtgericht Nürnberg wegen des Nürnberger Attentats vernommen wurden, nämlich den Hausgenossen des Hauser: Daumers Mutter, Schwester, Daumer selbst,

einem weiteren Dutzend Zeugen zitiert Mittelstädt nur einen wenig maßgeblichen auf S. 46 Anm. 2:

„So deponiert als Zeuge der ‚absolvierte Gymnasiast‘ Haubenstricker (Meyer a.a.O. S. 202) zur Erklärung des Vorgangs: man habe sich in der Stadt neidisch gegen Kaspar Hauser, seine Reitstunden, das viele Geld, das er der Stadt koste, geäußert.“

Dazu sei hier festgestellt, daß „der absolvierte Gymnasiast“ die von Mittelstädt zitierte Äußerung keineswegs „zur Erklärung des Vorgangs“ nämlich des Nürnberger Attentats, betr. dessen er gar nichts „erklären“ kann, von sich gibt.

Der immerhin bezeichnende Schluß des Verhörprotokolls lautet:

„Haben Sie sonst noch etwas anzugeben?“

„Nichts, als daß ich nicht unbemerkt lassen zu können glaube, daß da und dort mit neidischen Augen auf den Hauser gesehen worden ist, daß namentlich mit Verwunderung wahrgenommen ward, daß Hauser Reitstunden erhielt und spazierenritt, und daß in dieser Beziehung geäußert worden: ‚Ja, dieser Mensch (der Hauser) hat es nun gut, — kostet aber auch die Stadt viel.‘

Frage 10: „Wo haben Sie die oben bezeichneten Äußerungen wahrgenommen?“

„Ich kann nur im allgemeinen der wahrgenommenen Äußerungen gedenken, durchaus aber nicht angeben, wer und wo so etwas dergl. geäußert ward.“ (VII S. 64.) Wie abwegig, aufgrund dieser vorlauten Schülerangabe es für möglich zu halten, „daß alles auf einen schlechten rohen Spaß hinausläuft, den . . . erlaubt hat, und zu behaupten, für diese These könne man „genau ebensoviele vollwichtige Argumente ins Feld führen wie die Anhänger des Mordversuchs für ihre Annahme“ (S. 46).

Und das trotz Vorhandenseins einer 60 Seiten umfassenden (noch lückenhaften) Dokumentensammlung Meyers zum Nürnberger Attentat, die doch Mittelstädt vorlag.

Seine Betrachtung über die Ermordung Hausers beginnt Mittelstädt folgendermaßen: „Und was den Tod Hausers betrifft, so soll man es mit Ablehnung der Möglichkeit eines Selbstmordes doch nicht allzu leicht nehmen, wenn man in den Meyer’schen Materialien das veröffentlichte Gutachten des amtlich mit der Sache betrauten k. Medizinalrats und Stadtgerichtsarztes Dr. Horlacher vom 7. März 1834 und den an das Staatsministerium der Justiz unter dem 28. April 1834 erstatteten Bericht des Ansbacher Gerichts vor Augen hat, welche Urkunden beide mit einer Fülle tatsächlicher Gründe die Wahrscheinlichkeit des Selbstmordes ausführen.“ (S. 47.)

Demgegenüber ist zunächst zu fragen, weshalb hier Mittelstädt das „gerichtsärztliche Gutachten“ des Dr. Albert und des Wundarztes Koppen¹⁰⁾ (bei Meyer S. 367 bis 379; IV S. 157 bis 167) verschweigt, worin es heißt:

„Die Möglichkeit des Selbstmordes kann nicht in Abrede gestellt werden; ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit spricht aber dafür, daß die Wunde durch fremde geübte Hand zugefügt worden ist.“

Was die von Mittelstädt obenerwähnten Berichte des Ansbacher Gerichts angeht, so vergleiche man meine Ausführungen III S. 63 bis 89, die mit der Feststellung schließen: „daß die Berichte des Untersuchungsrichters keines-

wegs ein objektives Referat über den Akteninhalt der Ansbacher Untersuchungen darstellen und daher nicht imstande sind, wie das Dr. Meyer behauptet, die Kenntnis der Originalakten irgendwie zu ersetzen“.

Und weiter: Weshalb verschweigt Mittelstädt die Feststellung des Dr. Heidenreich, des ersten Arztes, der den Hauser nach seiner im Ansbacher Hofgarten erfolgten Verwundung untersuchte und der die Wunde, im Gegensatz zu Horlacher, für tödlich erklärt hatte (IV S. 83).

Heidenreich kommt unter ausführlicher Begründung zu der Feststellung: „Nach tiefem Gefühle und Aussprüche der allermeisten, die Hauser früher und näher kannten, ist ein Selbstmord mit dem Charakter dieses Menschen unverträglich“ (II S. 179; vgl. auch IV Anm. 55 S. 309).

Am Ende seiner allzu oberflächlichen Ausführungen zum „Mordfall vom Oktober 1829“ und zur „Ermordung im Dezember 1833“ schreibt Mittelstädt (S. 47):

„Wo ist da der Zusammenhang zwischen den Motiven, die vor 1828 und denen, die nach 1828 gegen Hausers Leben gewirkt haben können? Und was ist das für eine Art von Logik, die da sagt: weil 1829 und 1833, wie ich vermute, Verbrechen gegen Hauser verübt worden sind, deshalb muß auch die Vorgeschichte Hausers auf einem Verbrechen beruhen.“

Der von Mittelstädt gesuchte logische Zusammenhang ist doch folgender: 1828 taucht Hauser auf und macht den Eindruck eines „in widerrechtlicher Gefangenschaft aufgezogenen, dann aber ausgesetzten jungen Menschen“; „deshalb“ glaubte man, daß „die Vorgeschichte Hausers auf einem Verbrechen beruht“.

Was das Nürnberger Attentat und was die Ermordung in Ansbach angeht, so konnte durch das Nürnberger und Ansbacher Gericht der genaue Ablauf bis auf die kleinsten Einzelheiten festgestellt werden, wobei monatelang inquiriert und Akten auf Akten gehäuft wurden.

Daß in beiden Fällen kein Täter gefunden wurde, lag daran, daß die behördlichen Nachforschungen zu spät eingesetzt haben, so daß die Täter über alle Berge waren.

Im Abschnitt „III“ (S. 48 — 79) beschäftigt sich Mittelstädt mit Feuerbachs „Mémoire an die Königin Caroline“. Einleitend meint er (S. 50): Die Denkschrift „hat kaum noch eine Ähnlichkeit mit dem echten Genius ihres Urhebers: ihr sind die Zeichen zerfließender Denkkraft, eines mühsam sich fortschleppenden, hin und her taumelnden Kombinationsvermögens und jenes matten ‚über die Dinge Hinstreifens‘ aufgeprägt, das Feuerbach selbst in diesem literarischen Schaffen seines Lebensabends peinvoll empfunden und beklagt hat“.

Mittelstädt benutzt hier Ausdrücke aus einem Briefe Feuerbachs an seinen Sohn Anselm vom 29. März 1832, dessen Schluß lautet:

„Wissenschaftliches kann ich nicht mehr treiben, vermag keinen abstrakten Satz mehr zu denken und nur noch über die Dinge hinzustreifen. Mein Kaspar Hauser — den ich Dir hiermit für Deinen väterlichen Freund, den ehrwürdigen Seuter, übersende — zeigt davon nicht undeutliche Spuren. Ich muß mich dabei aller Reflexionen enthalten und mich bloß auf Darstellung des Gegebenen beschränken. Doch war mein Zustand, als ich diese paar Bogen schrieb, erst noch im Werden. Zu diesem Büchlein brauchte ich nicht weniger als drei Monate, die Vorarbeiten nicht mitgerechnet.“ (II S. 335.)

Aber man muß diesen Brief ganz lesen; deshalb sei auch der Anfang hier abgedruckt: „Deinem Wunsch, wegen Deines Apoll mich in Bonn umzusehen, bin ich längst zuvorgekommen. Schon am 1. ds. Mts. einen umständlichen Brief an meinen alten Freund, den Ober-Konsistorialrat Augusti, der sich auch für Dich persönlich interessiert, da er Dich als Kind gekannt und sich schon damals viel mit Dir zu schaffen gemacht hat. Allein noch bis diese Stunde habe ich keine Antwort von ihm erhalten. Hieraus schließe ich denn, daß er sich Mühe gibt, einen Verleger zu finden, daß er aber noch keinen gefunden hat und nicht zu bald alle Hoffnungen uns nehmen möchte. Aufrechtig gestanden: ich habe für die Zeiten, wie sie jetzt sind, schon seit lange zu hoffen aufgehört. Kein vernünftiger Mann wird, unter den gegenwärtigen Umständen, sich in irgendein bedeutendes Unternehmen einlassen mögen. *Incedimus super ignes* etc. Die Zeit liegt in schweren Geburtswehen — jeden Augenblick kann die entscheidende Stunde schlagen, und was sie zur Welt bringen wird, sind wilde, grimmig zerstörende Ungeheuer, unter denen Krieg — Völkerkrieg, Vertilgungskrieg — noch das mildeste sein wird. Niemand kann jetzt weiter sehen als von heute auf morgen. Für literarische Unternehmungen, für größere wissenschaftliche Werke stehen die Konstellationen am allerschlimmsten. Die Menschen sind zu sehr aufgeregt, all ihr Sinnen ist zu sehr nach außen hin gewendet, als daß sie — ich weiß es an mir selbst und andern — zu ernsten lang anhaltenden Betrachtungen, deren Gegenstand nicht in der Gegenwart liegt, Ruhe und Lust hätten. Man liest nicht mehr, als was man lesen muß, oder was in den Kreis der Zeitereignisse gehört, oder höchstens dasjenige, womit man sich betäuben, zerstreuen und den Sinn für den Augenblick von den Greueln, welche schon sind und noch kommen werden, ablenken kann. „Mut! Geduld!“ dies sind jetzt die ersten, die notwendigsten aller Tugenden für jeden, der in der Welt bestehen will; sie sind es auch, und zwar vor allen andern, für Dich. — Die Verhältnisse in Bayern haben sich so gestaltet, daß für das Talent — es müßte denn zur niederträchtigsten Hundeweise sich bequemen wollen und jeder Schlechtigkeit sich dienstbar zu erweisen geneigt sein — wenig oder gar keine Aussicht mehr ist. — Wer Dir gesagt oder geschrieben hat, daß ich mich fort-dauernd wohl befinde, muß sich sehr wenig um mich kümmern; denn sonst müßte er wissen, daß ich seit zwei Monaten mein Zimmer, oft das Bett nicht verlassen habe, daß ich seitdem vielmals jeden Tag in Ohnmacht falle, daß ich in einem Zustand mich befinde, wo ich jeden Augenblick einen Nervenschlag befürchten muß — was ich mir nicht etwa bloß selbst einbilde, sondern auch die Ärzte mir eingestanden haben. Das entsetzlichste für mich ist die gänzliche Abnahme meines Gedächtnisses; ich weiß mich der mir bekannten Namen und Sachen nicht mehr zu erinnern“ (L. F. II S. 333 ff.).

Ich glaube, hier stellt man ohne weiteres fest, ebenso wie in den weiteren Stücken, die Ludwig Feuerbach noch aus den Skripturen seines Vaters bis zu dessen Tode vorlegt, daß dieser Brief alle Vorzüge der Feuerbach'schen Diktion in sich trägt: hier merkt man keineswegs „die Zeichen zerfließender Denkkraft, eines mühsam sich fortschleppenden hin- und hertaumelnden Kombinationsvermögens“, die Mittelstädt zu Feuerbachs Worten, der hier seinen Krankheitszustand übertreibt, hinzu erfindet. Gewiß hätte Feuerbach auch sein Kaspar-Hauser-Büchlein nicht dem „ehrwürdigen Seuter“ übersandt, wenn er es für so minderwertig gehalten hätte, wie er hier (in unterdrücktem Autorenstolz?) schreibt. Aber Mittelstädt leistet sich noch Schlimmeres; er behauptet im Anschluß an obiges Zitat: „Ja, ich bezweifle nach

dem Inhalt der Denkschrift, ob Feuerbach sie auch nur im guten Glauben geschrieben. Ein hoher richterlicher Beamter, der, mit der Leitung eines wichtigen Kriminalprozesses befaßt, eine von ihm aus allerlei Indizien hergeleitete Verbrechensspur mit keinem Worte zu den Akten erwähnt, sie für sich behält, und dann in einem geheimen ‚Mémoire‘ unter Zusicherung unbedingter Diskretion an einer Stelle, wo man solche Botschaft gern hört, als ‚moralische Gewißheit‘ vorträgt, spielt mindestens eine zweideutige Rolle. Feuerbach wußte, daß man am Münchener Hof auf das Aussterben der älteren Zähringer Linie und den Heimfall der badischen Pfalz sich lange Zeit Hoffnungen gemacht; daß man die Sukzession der jüngeren Linie mit dem äußersten Mißvergnügen sich hatte gefallen lassen; es muß nach Anfang und Schluß des an den Hof- und Kabinettsprediger von Schmidt in München gerichteten Briefes vom Februar 1832 angenommen werden, daß die Anregung zu dem Mémoire von München ausgegangen und dasselbe nach Kolb'scher Ausdrucksweise ‚auf den wiederholten dringenden Wunsch der Königin Karoline von Bayern abgefaßt‘ worden ist, daß Feuerbach sich anfangs gesträubt und erst nach feierlichen Zusicherungen und Bürgschaften ‚auf heiliges Königswort‘ die gewünschte Entdeckung enthüllt hat. Das sind keine für die Unbefangenheit eines Richters günstigen Umstände“ (S. 50 f.). Was ist nun hierzu zu sagen? Feuerbach charakterisiert seine „Entdeckung“ folgendermaßen:

Es wird für sie „zwar nie ein juristischer Beweis möglich sein“, aber man wird ihr „die moralische Überzeugung nicht leicht versagen können“.

Wie hätte Feuerbach unter solchen Umständen seine „Entdeckung“ zu den Akten erwähnen sollen zu gerichtlichen Prozeduren, die übrigens ja 1831 abgeschlossen worden waren. Woher weiß Mittelstädt, daß die Königin Caroline diese „Botschaft gern hört“. Natürlich machte man sich am Münchener Hof Hoffnungen „auf den Heimfall der badischen Pfalz“ gemäß den vorliegenden dynastischen Verträgen. Aber als Tante der badischen Prinzen war sie, wie wir wissen, ebenso wie ihre Schwestern keineswegs „froh“ über die hier vorliegenden Verhältnisse!

Wie kommt weiterhin Mittelstädt dazu, „anzunehmen, daß die Anregung zu dem Mémoire von München ausgegangen“, „daß Feuerbach sich anfangs gesträubt“ habe, „die gewünschte Entdeckung zu enthüllen“?

Daß Feuerbach allen Grund hatte „Gefahren“ zu scheuen, wissen wir zu Genüge. Aus den im folgenden wiedergegebenen beiden Briefen (L. F. II S. 316 ff.) ergibt sich folgender Zusammenhang: Feuerbach übersendet am 27. Januar 1832 in berechtigtem Autorenstolz der Königin Caroline sein Kaspar-Hauser-Büchlein, in dem S. 137 f. die von Mittelstädt S. 50 Anm. 2 zitierte Stelle mit dem Hinweis auf Hausers fürstliche Abstammung steht. Im Namen der Königin erbittet der Hofprediger von Schmidt dann nähere Einzelheiten. Daraufhin Feuerbachs Antwortbrief an Schmidt.

Doch nun die beiden Briefe.

„An die verwitwete Königin Caroline von Bayern.

Ansbach, 27. Januar 1832.

Ew. Königl. Majestät erlaubt sich der alleruntertänigst Unterzeichnete eine Schrift ehrfurchtsvollst zu überreichen, deren in ganz Europa vielbesprochener Gegenstand — Kaspar Hauser — wegen des grauenhaften Schicksals dieses liebenswürdigen Jünglingskindes, wegen des geheimnisvollen Dunkels, das über dessen Stand und Herkunft verbreitet ist, und besonders auch

wegen der in geistig und sittlicher Hinsicht höchst merkwürdigen Persönlichkeit dieses im 16. oder 17. Jahre seines Lebens gleichsam aus einem Grabe erstandenen und nun erst zum geistigen Dasein erwachten Menschen — die allgemeine Aufmerksamkeit und Teilnahme erregt hat. Das Rätsel seiner Herkunft stellt ihn der berühmten eisernen Maske zur Seite und — so weit es möglich war, durch die Wolke des Geheimnisses hindurchzublicken — dürfte Kaspar auch in anderer Beziehung mit jener, erst in den neuesten Zeiten entlarvten eisernen Maske nicht geringe Ähnlichkeit haben. Mehrere Umstände, welche keiner öffentlichen Mitteilung fähig sind, geben nämlich Stoff zu der Vermutung, daß Kaspar, vermöge seines Geburtsstandes, nicht der Gegenstand eines bloß gemeinen, sondern eines Majestätsverbrechens sein möge. Zu diesen Vermutungsgründen gehört unter andern auch ein merkwürdiger Traum, welchen Kaspar vor einigen Jahren zu Nürnberg gehabt hat, und welcher nichts anderes war als eine zu einem Traume sich gestaltende Erinnerung aus seiner ersten Kindheit, bezüglich auf den Moment und die Umstände seiner Entführung.

Genehmigen Ew. Königl. Majestät die Versicherung ewiger Treue und Devotion.“

„An den Hof- und Kabinettsprediger von Schmidt in München.
Ansbach, Februar 1832.

Auf Ew. Hochwürden verehrliches Schreiben vom 7. ds. Mts. beeile ich mich, ganz ergebenst folgendes zu erwidern:

Binnen hier und 14 Tagen wird der Gendarmenleutnant Hickel — um gewisse Spuren zu verfolgen — von neuem eine Untersuchungsreise antreten¹¹⁾, welche ihn über München führt. Dasselbst wird er durch Ew. Hochwürden Vermittlung bei Ihrer Königl. Majestät (nämlich der Königin Caroline von Bayern) eine Privataudienz sich erbitten, und Allerhöchstdenenselben alles dasjenige vorzutragen oder vorzulegen die Ehre haben, was zu vernehmen nicht ohne Interesse sein dürfte. Wie es bei vielen im Dunkeln ausgebrüteten Missetaten der Fall ist, daß die schlauesten Verbrecher durch scheinbar ganz geringfügige Umstände, welche eben darum ihre Vorsicht nicht beachtet, an sich selbst zu Verrätern werden, so hat auch dieses Mal ein kleines Lichtfünkchen, welches ich aufgefaßt und nicht mehr aus den Augen gelassen hatte, durch Kombination mit vielen anderen zerstreuten Tatsachen eine Entdeckung herbeigeführt, für welche zwar nie ein juridischer Beweis möglich sein wird, welcher sich aber die moralische Überzeugung nicht leicht wird versagen können. Dasselbe Leuchtkäferchen, das in rabenschwarzer Nacht von Kaspars Schicksal hervorschwärmte, warf zugleich einen matten Schein auf eine andere Seite hin, wo man lange Zeit gar nichts Unheimliches gesehnt hatte. Es scheint nämlich: Kaspar habe einen jüngeren Bruder gehabt, um dessen Leben und Tod ‚der Mann, bei dem Kaspar immer gewesen‘, ebenfalls Wissenschaft haben muß. Ein Stammbaum, welchen ich beilege, wird dieses den Augen versinnlichen. Das Vertrauen auf heiliges Königswort gewährt mir sichere Bürgschaft und Beruhigung gegen die Gefahren, welche unter anderer Voraussetzung Mitteilungen solcher Art unvermeidlich über mein Haupt zusammenhäufen würden.

Genehmigen Sie die Versicherung innigster Hochachtung.“ (L. F. II S. 316 ff.) Nun beginnt Mittelstädt mit der „Prüfung“ der „einzelnen Glieder in der Kette des Feuerbach'schen Vermutungsbeweises“: „die nach seinem verfehlten Ausdruck¹²⁾, so fein sie sind, fest ineinandergreifen!“

Es würde zu weit führen, die 30 Seiten der Mittelstädt'schen „Prüfung“ zu prüfen. Man lese nebeneinander die einzelnen Stücke der Ausführungen beider Autoren, dann wird man feststellen, auf welcher Seite, um Mittelstädt's Worte zu gebrauchen, „unklare Gedanken“ „schief und schielend“ ausgedrückt werden (S. 52), wo sich „Vermutungen“ „in der blauen Luft bewegen“ (S. 53), wo es „difficile est satiram non scribere“ (S. 54); wo „eine der Leitung kritischer Vernunft ledig gewordene Phantasie“ ihr Spiel treibt (S. 57); wo „auf schwankende, widerspruchsvolle, luftig zusammenphantasierte Vordersätze“ „aufgebaut“ wird (S. 60) usw. Hier sei nur einiges herausgegriffen:

„Diese durch 29 Jahre zerstreuten Todesfälle männlicher Deszendenten kann man wahrlich nicht als ein plötzliches Aussterben bezeichnen“ (S. 62). Liest man diesen Satz Mittelstädt's und vergleicht dann damit die entsprechende Stelle in Feuerbach's *Mémoire*, so macht man die Feststellung, daß Feuerbach etwas ganz anderes geschrieben hat, als Mittelstädt hier seinen Lesern vorspiegelt. „Auf höchst auffallende Weise, gegen alle menschliche Vermutung, erlosch auf einmal in seinem Mannesstamme, das alte Haus der Z(ähringer), um einem bloß aus morganatischer Ehe entsprossenen Nebenzweige Platz zu machen!

Dieses Aussterben des Mannesstammes ereignet sich nicht etwa in einer kinderlosen, sondern — seltsam genug! — in einer mit Kindern wohlgesegneten Familie. Was noch verdächtiger; — zwei Söhne waren geboren; aber diese beiden Söhne starben, und nur sie starben, während die Kinder weiblichen Geschlechts bis auf den heutigen Tag noch in frischer Gesundheit blühen“ (L. F. II S. 328 f.).

Hierzu zitiert Mittelstädt weiter das „Mortalitätsgesetz“, das „durchschnittlich die Gesamtzahl der lebend geborenen Knaben zu der der lebend geborenen Mädchen“ vergleicht. Begreift Mittelstädt nicht, daß es hier um etwas ganz anderes geht, daß es nämlich Feuerbach „verdächtig“ erscheint, daß „diese beiden Söhne starben, und nur sie, während die Kinder weiblichen Geschlechts insgesamt bis auf den heutigen Tag noch in frischer Gesundheit blühen“ ... und „daß der Würgeengel schon gleichsam an der Wiege beider Knaben steht und diese mitten aus der Reihe seiner Schwestern herausgreift“.

Als „positiv falsch“ (S. 63) bezeichnet Mittelstädt Feuerbach's Behauptung: „Wer bei dem Aussterben des Mannesstammes in der Linie des Großherzogs Carl das nächste, das unmittelbarste Interesse hatte, war unstreitig die Mutter des Herrn Grafen Hochberg mit ihren Söhnen“ (L. F. S. 329). Diese Behauptung Feuerbach's ist jedoch „positiv“ richtig!

Denn 1812 wußte man schon, daß der damals 56 Jahre alte Markgraf Friedrich als „präsumptiver Thronfolger“ nicht infrage kam, und was Ludwig angeht, so sollen ja zwischen ihm und der Hochberg Abmachungen bestanden haben, so daß tatsächlich 2 Jahre vor der Abfassung des Feuerbach'schen *Mémoires* „die Sukzession an die Hochberg'sche Familie“ gekommen war! Als bezeichnend für die Mittelstädt'sche Rabulistik sei hier noch der Abschluß seiner Kritik des Anfangs des Abschnitts „III“ des Feuerbach'schen *Mémoires* zitiert: „Will man so mit den Tatsachen umspringen, wie es Feuerbach hier tut, so auf den buntesten Wirrwarr erfundener Voraussetzungen beliebige Inkriminationen gründen, so könnte man ohne viel Mühe

einen anderen ebenso plausiblen Roman aufbauen, in welchem Hauser und Anselm von Feuerbach als zwei willenlose, gekaufte Werkzeuge in der Hand des Münchener Hofes zur Durchführung einer von langer Hand gegen die jüngere Zähringer Linie Badens ausersonnenen kolossalen Intrige die Hauptrolle spielen würden. Das Feuerbach'sche Schema I. 1, 2, 3, 4, 5, II. 1, 2, III. ließe sich nicht minder geschickt als ‚feingliedrige‘ Kette brauchen. Kommt es denn doch einmal in den Hauser-Geschichten, wie die erfindungsreichen Erzähler uns glauben lassen wollen, auf ein Dutzend Verbrechen, ein Dutzend bestochener Kreaturen in Karlsruhe, Nürnberg und Ansbach mehr oder weniger nicht an, warum soll denn Feuerbach so über allen Verdacht verächtlicher Kollusionen erhaben bleiben! Freilich wäre es nur ein Roman, dem Übelwollen gegen Feuerbach entsprungen und mit dem einfachen Zusammenhang der Tatsachen in Widerspruch. Aber erfinden ließe sich eine derartige Fabel und mit ‚moralischer‘ Beweiskraft ausschmücken ebenso gut und ebenso leicht, wie es Feuerbach mit seiner vom Übelwollen gegen die Reichsgräfin Hochberg eingegebenen Hypothese getan hat“ (S. 64).

Nun kommt Mittelstädt auf die Kritik des Schlusses von „III“, wo es im *Mémoire* heißt:

„Nun aber komme ich zu einem Umstande, der an sich selbst so klein und unbedeutend ist, daß er sich lange Zeit der Aufmerksamkeit entzog, bis er durch Zusammenhaltung mit einigen genealogischen Tatsachen, nach welchen der Verfasser dieser Schrift lange vergebens gestrebt hatte — sie sind ihm erst vor einigen Wochen aus Frankfurt mitgeteilt worden — seinen Verdacht bis zur moralischen Gewißheit steigerte“ (L. F. S. 330).

Mir scheint Feuerbachs Zahlenspielerlei gar nicht so abwegig. Denken wir uns den Kaspar Hauser als verschleppten badischen Prinzen, der 1828 in Nürnberg ausgesetzt wird, weil man ihn nicht mehr behalten will oder etwa der Ansicht ist, nunmehr sei die Zeit gekommen, sich seiner zu entledigen. Denken wir uns weiter, derjenige, der diese Aussetzung besorgt und dem späteren Findling die Papiere mit den darin geschriebenen Geburtsdaten und Zahlen verfaßt hat, hat die Geburts- und Sterbedaten der beiden badischen Prinzen in etwa, aber nicht mehr genau gewußt, so könnte man sich, ohne das Unterbewußtsein allzu sehr zu strapazieren, doch denken, daß der Betreffende seine Zahlenangaben den wahren Daten und Zahlen möglichst entsprechend eingerichtet hat. Gerade „bei der überall hervortretenden breiten Geschwätzigkeit des Briefschreibers“, wie Mittelstädt den Autor der von Hauser nach Nürnberg mitgebrachten Skripturen charakterisiert, scheint mir dieser Gedanke naheliegend. Sei dem, wie es wolle, auf jeden Fall hätte uns Mittelstädt mit dem folgenden Unsinn verschonen können:

„Und endlich das ‚wunderbare Zusammentreffen‘ der Geburtsnotizen. Als ich in dem Feuerbach'schen *Mémoire* zum erstenmal an die Stelle kam, wo er Geburt und Tod ‚beider Prinzen‘ mit Kaspar Hauser in Verbindung bringt, war ich nach allem wunderbaren auf nichts geringeres vorbereitet, als Kaspar Hauser sich entpuppen zu sehen als geheimnisvolle Doppelpersönlichkeit, welche die beiden 1812 und 1817 angeblich gestorbenen Erbprinzen in einem Körper und einer Seele wieder vereinigt. Solches zu glauben, mutet uns jedoch Feuerbach nicht zu. Er überrascht uns dafür mit folgendem Zahlenrebus“ (S. 64 f.).

In den letzten Seiten seines Abschnitts „III“ will Mittelstädt, um seine Worte zu gebrauchen, die „handgreifliche, ungeheuerliche Unwahrschein-

lichkeit“, die sich gegen die Feuerbach'sche Theorie „auftürmende, reale Unmöglichkeit“ (S. 70) beweisen.

Nun sind in den 100 Jahren seit Mittelstädt eine Reihe weiterer „Indizien“ bekannt geworden. Gegen Schluß meiner Arbeit VII, 11. Kapitel, S. 235 bis 297, betitelt: „Kaspar Hausers badisches Prinzentum“, habe ich im Anschluß an eine Arbeit des Prinzen Adalbert von Bayern im ‚Zwiebelturm‘ 1951/5 folgendes vermerkt:

Prinz Adalbert schreibt (S. 104 ff.):

„Angenommen, die Gräfin Hochberg sei einer solchen Tat fähig gewesen, und auch alle Vermutungen wären richtig: Kann man ein Kind gewissermaßen mit einem Zeitzünder herbeischaffen, daß es genau im gewünschten Moment stirbt? Kann man eine Vergiftung für eine Gehirnentzündung ausgeben? Ist es möglich, in kurzer Zeit ein Double für dieses auffallende Kind herbeizuschaffen? Selbst wenn alle Beteiligten bestochen waren, Amme, Wärterinnen, Ärzte usw., so ist doch noch die sehr kritische und mißtrauische Großmutter da. Bei einem Kriminalroman oder -film wäre natürlich sie selbst die unverdächtigste (soll wohl heißen: ‚die verdächtigste‘) Täterin. Aber das ist hier ausgeschlossen, denn gerade für sie und ihren Sohn hing vom Leben dieses Kindes das Glück des Hauses ab.“

Zu diesen Ausführungen des Prinzen Adalbert schrieb ich:

„Unbedingt richtig ist der letzte Satz. Sind es aber auch die vorhergehenden? Der ‚Zeitzünder‘ brauchte nicht zu zünden. Das sterbende Kind war vorhanden, Vergiftung und Bestechung waren unnötig. Prinz Adalbert möge es mir erlauben, den — wie er es nennt — ‚Kriminalroman‘ auf meine Art zu erzählen:

Als Grundlage dafür diene der oben zitierte Brief der Großmutter an ihre Tochter, die Königin Caroline.

„Angenommen, die Gräfin Hochberg sei einer solchen Tat fähig gewesen, dann müßte sie sich zunächst nach einem geeigneten sterbenden Säugling umsehen. Diesen findet sie bei den Blochmanns in der Wochenstube. Eine ‚Bestechung‘ war bei ihren dortigen Untergebenen kaum nötig, sogar fehl am Platze, um nicht bei ihnen den Eindruck zu erwecken, daß der Fund für die Gräfin sehr wichtig war. Welche Lügen sie den Blochmanns erzählte, ist nebensächlich; sie werden sich vielleicht sogar gefreut haben, statt ihres kranken einen strammen Jungen zu bekommen — und obendrein noch den Dank ihrer Brotgeberin.

Nun kommt der passende Augenblick, um die Kinder zu vertauschen. Am 15. Oktober, abends um 10 Uhr, fängt der echte Kronprinz ‚zu schreien an, bekam einen sehr geschwollenen Bauch‘. Alles ist in Aufregung, sogar der sonst so indolente Vater ‚blieb die ganze Nacht da‘. Nach Einnahme eines Medikaments ‚schien es‘ dem Prinzen ‚besser zu gehen‘, und als ihn die Großmutter morgens um 11 Uhr sah, hielt sie ihn ‚nicht für so krank‘. Man glaubt förmlich das allgemeine Aufatmen derer zu hören, die den Säugling umgaben, und gönnt ihnen am darauffolgenden Tage die Mittagsruhe. Der Großherzog genießt den verdienten Schlummer nach all den aufregenden Stunden der vergangenen Nacht, die Amme begibt sich in die Stadt zu ihrem eigenen Kind, um es zu stillen. Die Gräfin Hochberg — natürlich über alles informiert und durchaus ortskundig in dem Schloß, in dem sie jahrelang gewohnt hatte — konnte nun die Stunde zur Ausführung ihrer Tat schlagen hören: Als sich die Großmutter nachmittags um 2 Uhr wieder nach ihrem

vermeintlichen Enkel umsieht, ‚erkannte‘ sie wohl ‚die Gefahr‘ — offenbar hat sich im Aussehen des Kindes einiges verändert, was sie aber, ebenso wie alle anderen, der Krankheit zuschrieb. Im übrigen mißt sie dem nicht allzu große Bedeutung bei, sondern geht wieder. Jetzt verschlimmert sich aber das Befinden des Säuglings zusehends. Der Großherzog wird gerufen; er läßt ‚um 4 Uhr‘ der Großmutter ausrichten, ‚das Kind habe einen Steckfluß und werde sterben‘, was auch 4 Stunden später geschah.

Ein reibungsloser Ablauf dieses ‚Kriminalfilms‘ war natürlich nur möglich, wenn keiner der Betroffenen auf den Gedanken kommen würde, daß ein derartiges Vertauschungsmanöver überhaupt denkbar sei. Und wie hätte damals jemand auch nur an die Möglichkeit einer solchen Untat glauben können?“

Von einer nach Mittelstädt „sich auftürmenden realen Unmöglichkeit“ gegenüber der Feuerbach’schen Theorie von Kaspar Hausers badischem Prinzentum sollte man nicht mehr sprechen, wohl aber angesichts der im letzten 1½ Jahrhundert bekanntgewordenen Indizien darf man sie insofern einschränken, wie das ja Feuerbach selbst tut, daß für sie „zwar nie ein juristischer Beweis möglich sein wird“, man ihr „aber die moralische Überzeugung nicht leicht wird versagen können“.

Im Abschnitt „IV“ (S. 80 — 87) befaßt sich Mittelstädt mit der Affäre Eberhardt — Königsheim, bei der es sich um eine der Dutzenden von Denunziationen und Anzeigen handelt, die bei der erfolglosen Suche nach der Herkunft Hausers den Behörden große Unkosten und Mühen gemacht haben. Für Mittelstädt ist das Verhalten Feuerbachs bei dieser Episode die Hauptwaffe, mit der „dem Mythos oder dem Schwindel von Feuerbachs Mémoire“ „ein für allemal ein Ende gemacht werden sollte“ (S. 86).

Aufgrund meiner Aktenauszüge und Notizen ist es mir möglich, zunächst einmal eine genaue Darlegung der mit diesem Fall zusammenhängenden Prozeduren zu geben. Da muß man zunächst wissen, daß unterm 13. 9. 1831 (Appell.Ger. 2106, 178 f.) das vom Nürnberger Kreis- und Stadtgericht seit 19. 10. 1829 durchgeführte Verfahren in Sachen Kaspar Hauser trotz ausgesetzter Belohnungen von zweimal je 500 Gulden eingestellt worden war. Als daher der Polizeirat Eberhardt am 7. 10. 1832 ein Schreiben „in Betreff des Kaspar Hauser“ an den Nürnberger Stadtkommissar Faber gerichtet hatte, ging dieses auf dem Instanzenweg zunächst an dessen vorgesetzte Behörde, den Regierungspräsidenten von Stiehr, und von diesem an das Appellationsgericht, dessen Präsident Feuerbach war.

Feuerbach, der ja die Dutzende von früheren ergebnislosen und kostspieligen Recherchen und Vernehmungen des Nürnberger Kreis- und Stadtgerichtes zu diesem Thema erlebt hatte, erledigte von sich aus die von Eberhardt erbetene Übersendung einer Haarlocke und des Porträts des Hauser. Dieser Brief Feuerbachs, bei Mittelstädt S. 146 f. als Anlage „III“¹³⁾ abgedruckt, schließt, da ja das Verfahren des Nürnberger Gerichts abgeschlossen war: „Übrigens wird Euer Wohlgeboren ergebenst ersucht, sich in dieser Angelegenheit stets nur unmittelbar an den Unterzeichneten zu wenden, und ihm womöglich bald nähere Auskunft zu erteilen.“

Eberhardt antwortet unterm 23. 12. u. a.: „Hauser könne mit einem Kind identisch sein, das die unverehelichte Dorothea Königsheim, jetzt Oberbettfrau im herzoglichen Schloß zu Gotha, 1810 mit dem Domherrn von Guten-

berg in Bamberg gezeugt hat“ (S. 82). Gutenberg sei 1822 gestorben, wozu Feuerbach die Randbemerkung geschrieben habe: „N. B. In dem Schreiben, das dem Kaspar Hauser bei seiner Aussetzung mitgegeben war, heißt es in fine ‚ich bin ein armes Mägdlein, ich kann das Kind nicht ernähren, sein Vater ist gestorben‘.

Die gesperrt gedruckten Worte sind von Feuerbach selbst unterstrichen.“

Unterm 25. teilt nun Eberhardt Feuerbach mit: ... „Die Königsheim hat die überschickte Locke von derselben Farbe gefunden wie die Haare des Herrn von Gutenberg; eine noch im Besitz derselben befindliche Haarlocke ihres Geliebten verglich auch Eberhardt mit der Hausers, und die Farbe war dieselbe; das Bildnis Hausers gebe nach Meinung der Königsheim die Gesichtszüge des Domherrn vollkommen wieder. Wenige Tage nach ihrer Niederkunft war das Kind ihr entrissen worden; sie hatte es nie wieder gesehen; an eine ihr ohne Details von einer Verwandten mitgeteilte Nachricht von seinem Tode hatte sie nie geglaubt. Schließlich bietet Eberhardt Feuerbach an, die Königsheim nach Ansbach zu begleiten und dort eine Zusammenkunft zwischen ihr und Hauser zu veranstalten. ‚Aller Wahrscheinlichkeit nach habe dieser seine Mutter wiedergefunden‘.“ (Zitiert nach Mittelstädt S. 83.)

In dem Antwortbrief Feuerbachs vom 29. Dezember 1832 heißt es zu Beginn: „Der Unterzeichnete ist Euer Wohlgeboren sehr dankbar für die ebenso wichtigen als interessanten Mitteilungen vom 23. und 25. dieses Monats, deren Verfolg, wie ich nicht zweifle, ein helleres Licht über das tiefe Dunkel, das über Hausers Schicksal liegt, verbreiten werde als bisher aller Anstrengung einer mehrjährigen Untersuchung ungeachtet zu erlangen möglich war. Das Geburtsjahr 1810 stimmt mit dem mutmaßlichen 22jährigen Alter Kaspars sehr gut zusammen. Daß Geistliche, und zwar katholische, an der ganzen Begebenheit einen Hauptanteil haben, wurde von dem Unterzeichneten schon in seiner Schrift über Kaspar Hauser, von welcher er ein Exemplar hiermit übersendet, klar genug angedeutet. Merkwürdig ist auch in dieser Beziehung Kaspars Physiognomie und ganze Haltung, welche ganz der unverkennbaren Eigentümlichkeit katholischer Geistlicher entspricht, welches von mir nicht nur, sondern von vielen anderen Personen bemerkt worden ist, und in dem sehr sprechenden Pastellgemälde, welches ich von ihm besitze, am unverkennbarsten aber bei seinem persönlichen Erscheinen sich aufgedrängt. Er ist gleichsam nur ein Kanonikus oder Domprobst en miniature, an dem man kaum die Tonsur vermißt. Auch die, sowohl polizeiliche als gerichtliche Untersuchung hatte bisher in verschiedenen Richtungen solche geistliche Herren zum Zielpunkt genommen. Was insbesondere den Freiherrn von Gutenberg betrifft, so werden Euer Wohlgeboren seiner Zeit noch besondere Notizen mitgeteilt werden“ (S. 148 f.).

In diesem Text fällt die Bemerkung Feuerbachs auf, „daß Geistliche, und zwar katholische, an der ganzen Begebenheit einen Hauptanteil haben“. In seiner Schrift über Kaspar Hauser, „von welcher er ein Exemplar übersendet“ ist doch etwas ganz anderes, nämlich Kaspar Hausers Prinzentum „klar genug angedeutet“. Hat Feuerbach Grund, von dieser Andeutung abzulenken? Den Sarkasmus „Kanonikus en miniature“ sollte man nicht übersehen. Zum weiteren Verlauf des Briefs teilt Feuerbach mit, daß Hickel mit Hauser nach Gotha reisen würde, also ins bayerische Ausland, was anstelle der dazu eigentlich nötigen Erlaubnis des Königs durch ein, den Präsidialakten beigelegtes „Commissorium“ ermöglicht wurde.

Das negative Ergebnis dieser Forschungsreise ist dargestellt in einem ausführlichen Bericht des historischen Hickel am Schluß des im Münchener Hauptstaatsarchiv vorhanden gewesenen Kaspar-Hauser-Aktenbandes 2098 fol. 44 bis 50.

Eine knappe Zusammenfassung gibt eine Akte des Kaspar-Hauser-Kommissariats der Kreishauptstadt Würzburg, betreff: Recherche über das außereheliche Kind der Dorothea Königsheim von Heiligenstadt, 1833, p 1, mit 96“, worin es fol. 55 f. heißt:

„1) Das Kreis- und Intelligenzblatt vom Jahre 1811 enthält (im Stück 48) die Geburt des Philipp Ferdinand (Königsheim) und aus dem Jahre 1812 (Stück 1), den Tod eines unehelichen Kindes Ferdinand, 9 Monate alt.

2) Hiermit stimmen die polizeilich genau geführten Register überein.

3) Um einen ausführlichen Taufbuchextrakt ersuchte man das Dompfarreiamt, und

4) was den Tod und die Todeszeit des Domherrn Philipp Anton von Gutenberg betrifft, um vertraulichen Aufschluß den hiesigen Herrn Bischof Freiherrn von Großs, endlich

5) forderte man vom bürgerspitalischen Rentamte allhier die Leichenrechnung per 1812 ab, in welcher fol 36 unter der Rubrik ‚Einnahmen für Begräbnisplätze von Kinderleichen, welche nicht mit der Chaise weggeführt wurden‘, enthält:

N 32 Sanderviertel 5 Jänner 1812 für Grabstätte der Dorothea Königsheimerin Kind — 30 Kr. — zur Beglaubigung: Wiesem, Hoffmann.

57 Taufschein

58 Wohnungs- und Personalnachweisung von Fremden und denselben gleich zu achtenden Einheimischen.

Im Hause No 296 IV dieses Trakts wohnt Ferdinand Königsheim, 7 Monate alt, unehelich

59 Totenschein des Kindes Königsheim.“

Dazu meint von der Linde, der im 1. Band seines Kaspar-Hauser-Pamphlets S. 260 ff. über die Affäre Königsheim seine aus echten und falschen Quellen zusammengestoppelten abstoßenden Sarkasmen auf 20 Seiten ausbreitet, diesmal zutreffend: „Wenn je ein Knäblein physisch und administrativ, reell und formell wirklich und wahrhaftig tot gewesen ist, (sein Tod wurde auch im Kreisintelligenzblatt öffentlich ausgeschrieben), so war es der mit dem Namen Philipp Ferdinand getaufte uneheliche Sohn des Domkapitulars Philipp Anton von Gutenberg und des Frä. Dorothea Königsheim.“

Der Säugling Königsheim war versehentlich in die Konskriptionsliste, aufgrund deren die späteren Rekruten zum Militärdienst eingezogen wurden, der 1811 Geborenen geraten und die seinetwegen 1832 erfolgten Nachforschungen hatten seine Mutter aufgeschreckt zu dem Glauben, ihr Sohn könne Kaspar Hauser sein. Deswegen hatte sie sich an Eberhardt um Hilfe gewandt.

Bis hierhin ist Feuerbach mit dieser Affäre verknüpft. Wieder aufgegriffen wurde die Sache Eberhardt — Königsheim im Verlauf der vom K. Kreis- und Stadtgericht Ansbach nach Hausers und Feuerbachs Tod geführten Untersuchung „die Ermordung des Kaspar Hauser betreffend“, wobei vom 14. Dezember 1833 bis 7. November 1834 9 Bände (2113 — 2121) mit 1654 Folien anfielen nebst zahlreichen Adhibenden.

Da heißt es 2119, fol. 1082, in einem Schreiben des Untersuchungsrichters Waltenmair vom 1. 2. 1834 an den Herrn Polizeidirektor Eberhardt in Sachsen-Gotha:

„Einem in mehrere öffentliche Blätter übergegangenen Gerücht zufolge soll es Ew. p. gelungen sein, den Schleier . . . (betr. Hausers Herkunft) zu lüften. Sie werden ersucht, Ihre Kenntnis und gesammelten Erfahrungen so schleunigst als möglich dem k. Kreis- und Stadtgericht dahier mitzuteilen.“

Der Aktenaustausch ging bis in den April. Im 3. Bericht des Ansbacher Gerichts an das Justizministerium vom 17. 3. 1834 heißt es:

„Eine gewisse Dorothea Königsheim, ledigen Standes, von Heiligenstadt im Bambergischen, welche gegenwärtig zu Gotha im Herzogtum Sachsen-Gotha domiziliert, dortselbst bei Hofe als Bettmeisterin angestellt ist, will mit dem bereits vor 10 Jahren verstorbenen Domherrn Philipp von Gutenberg ein Knäbchen erzeugt haben, welches unterm 27. März 1811 auf den Namen der Mutter getauft und im Kirchenbuch eingetragen wurde. Ihrer Angabe zufolge wäre das Kind bald nach ihrer Entbindung ihr abgenommen und in fremde Pflege gebracht worden, und da von Gutenberg die Sache sehr geheim zu halten für nötig fand, so hätte sie dieses Kind nachher nie wieder gesehen, endlich sei ihr auf Erkundigung die Nachricht zugekommen, das Kind wäre gestorben. Als die Königsheim jedoch im Jahre 1833 durch ihren Vetter und Freund erfuhr, daß von der Konskriptionsbehörde Nachfrage nach diesem Kinde geschehen, setzte sie dieses in Bestürzung und brachte sie selbst auf den Gedanken, daß Kaspar Hauser ihr leiblicher Sohn sein möchte. Sie vermutete, daß man ihr den Tod ihres Kindes nur vorgespiegelt habe, um sie zu beruhigen. Polizeirat Eberhardt zu Gotha, dem sich Dorothea Königsheim vertraute, machte hiervon dem Appellationsgerichtspräsidenten von Feuerbach Mitteilung und setzte dieser noch bei, daß diese Vermutung noch durch den Umstand erhöht würde, daß Freiherr von Gutenberg damals im Begriffe gestanden, sich mit einem Fräulein von Welden zu Bamberg zu verehelichen, und ihm daher alles daran gelegen sein mußte, die Mutter des Kindes durch eine erdichtete Todesnachricht zu besänftigen. Die Bestürzung der p. Königsheim und die Vermutung, dieses könnte ihr Sohn sein, wuchs, als ihr Hausers Bildnis und eine Haarlocke desselben überschiedt worden, und als endlich Hauser selbst in Gotha ihr vorgestellt wurde. Sie wollte eine Ähnlichkeit desselben mit dem verstorbenen von Gutenberg wahrnehmen. Das Stadtkommissariat Würzburg stellte Recherchen an, aus welchen sich mit hoher Wahrscheinlichkeit ergibt, daß dieses Kind der Dorothea Königsheim am 4. Januar 1812 wieder verstorben ist. Hierüber liegt vor

a) ein Zeugnis des Leichenschauarztes Schmidt und

b) ein pfarramtliches Sterbeattest.

Da nach Aussagen zweier Zeugen jenes Kind eine Hasenscharte gehabt haben soll, so wurde schon am 3. Mai 1833 auf Requisition des K. Kreis- und Stadtgerichts Nürnberg Hauser untersucht, ob derselbe Spuren einer glücklich operierten Hasenscharte an sich haben möge. Allein das Urteil des Gerichtsarztes fiel nach genauer Untersuchung bestimmt negativ aus und die gerichtliche Sektion bestätigte dieses Urteil. Es steht zu erwarten, ob das Kriminalgericht in dieser Beziehung noch weitere Recherchen anordnen dürfte, allein das Stadtkommissariat Würzburg hat nach des Inquirenten Ansichten bereits alles erschöpft, was in dieser Sache Aufklärung geben konnte. Diese Recherche war um so leichter, als Dorothea Königsheim das Haus in Würzburg, wo sie entbunden worden, genau bezeichnet hatte. Es wurde ermittelt und alle aus

jener Zeit noch lebenden Personen, die um den Vorfall wissen konnten, vernommen. Die Behauptung, daß dieses Kind gestorben, steht auf keine Weise entkräftet da“ (IV S. 257 f.).

Soweit der aktenmäßige Verlauf der Affäre Eberhardt — Königsheim¹⁴⁾. Was hat nun Mittelstädt daraus gemacht? Er beginnt seine Ausführungen folgendermaßen:

„Das Feuerbach'sche Mémoire, diese trübe Quelle so endloser Verunglimpfungen, hat indessen noch eine Nachgeschichte, welche die Nachfahren des großen Kriminalisten wohl zu verschweigen gewußt haben, weil sie jenem Schriftstück den letzten Schein auch nur subjektiven Bodens unter den Füßen fortzieht. Es hatte schon vordem mannigfach verlautet, daß, obwohl Ludwig Feuerbach das Mémoire in einer Weise veröffentlicht hat, als sei es die letzte testamentarische Überzeugung seines Vaters in der Hauser-Angelegenheit gewesen, dieses Testament von dem Erblasser noch vor seinem Tode widerrufen worden sei. Wie hätte man aber gegenüber dem Fanatismus der Hauser-Gläubigen auf bloße noch so beglaubigte mündliche Mitteilungen hin es auch nur wagen sollen, eine derartige Vermutung auszusprechen. Die urkundlichen Beweise dafür liegen jetzt vor, daß jene Vermutung der tatsächlichen Wahrheit entspricht“ (S. 80).

Mittelstädt's „urkundliche Beweise, die jetzt vorliegen“, sind aber gar keine in dem Sinne, wie hier von Mittelstädt manipuliert wird; das habe ich in meiner Arbeit VI S. 251 ff. ausführlich dargelegt, woraus folgender Auszug: „Diese ‚moralische Gewißheit‘ konnte eben wegen des Fehlens juristischer ‚aktenmäßiger‘ Beweise nicht zu den Akten gegeben werden. Im amtlichen Verlauf mußte dagegen die Anzeige Eberhardts, ebenso wie die zahlreichen anderen Anzeigen betr. der Abkunft des Hauser, deren Untersuchung den größten Teil der Akten anfüllen, behandelt werden. Somit beweist die Führung der Untersuchung in der Eberhardt'schen Anzeige an und für sich sicherlich nichts gegen Feuerbachs Privatansicht.

Aber die anscheinende Zustimmung Feuerbachs zu der Eberhardt'schen Ansicht? Diese Zustimmung kann nicht echt sein aus folgenden inneren und äußeren Gründen:

Eine Änderung seiner im Mémoire ausgesprochenen Ansichten war für Feuerbach naturgemäß nur dann möglich, wenn die Weiteruntersuchung des Kaspar-Hauser-Falles nach Abgabe des Mémoires Ergebnisse zeigte, die den Inhalt des Mémoires umstießen. Haben sich nun solche neuen Resultate ergeben? Zweifellos ist die Eberhardt'sche Anzeige noch kein alle früheren Ansichten umstoßendes Resultat. Sie ist ja vorerst nur eine Anzeige und soll erst zu einem Ergebnis geführt werden. Feuerbach hätte also erst den Erfolg dieser Untersuchung abwarten müssen, und nur im Falle dieses Erfolgs hätte er seine vorherige Meinung ändern können und müssen. Aber ein positives Ergebnis auf einen Zusammenhang mit Kaspar Hauser hin hatten die Nachforschungen in Gotha ja gar nicht! Im Gegenteil! Die eingehende Verfolgung der ganzen Sache ergab schließlich die völlige Haltlosigkeit der Eberhardt'schen Ansichten, und diese teilten das Schicksal der vielen in den Akten erhaltenen früheren Untersuchungen über Kaspar Hausers Herkunft: sie verliefen resultatlos im Sande.

Feuerbach konnte es also gar nicht echt sein mit seiner Zustimmung. Welche Gründe mag er für seinen anscheinenden Beifall gehabt haben? Folgende Vermutungen drängen sich als naheliegend auf:

Sicher war es das eifrigste Bestreben Feuerbachs, seine moralische Überzeugung von Hausers badischer Prinzenschaft auch zu einer juristischen zu vervollständigen: Da war es ihm vielleicht gerade recht und im Interesse der Sache notwendig, den Außenseiter Eberhardt und mit diesem noch andere auf der falschen Spur zu lassen und ihn so zur Störung seiner Kreise unfähig zu machen.

Möglicherweise hatten sich auch die Andeutungen von Kaspar Hausers fürstlicher Abkunft in seinem Kaspar-Hauser-Buch als den Nachforschungen schädlich erwiesen oder es war von dem Inhalt des *Mémoires* einiges durchgesickert, was ihm seiner Sache abträglich erschien. Damit verband sich vielleicht eine Gefährdung seiner Person und somit seiner Sache. Daß Feuerbach ein ganzes Leben hindurch viele Gegner hatte und stets auf äußerst exponiertem Posten stand, dafür im folgenden ein paar Beispiele aus Ludwigs Briefsammlung.“ (Zitiert sind hier Stellen aus sieben Briefen A. Feuerbachs aus den Jahren 1805 bis 1828.)

„Für wie gefährlich Feuerbach speziell seine Beschäftigung mit der Kaspar-Hauser-Frage hielt, geht aus folgender Stelle des Briefs hervor, den er ‚an den Hof- und Kabinettsprediger von Schmidt in München‘ richtete gelegentlich der Überreichung des *Mémoires* über Kaspar Hauser an die Königin Caroline von Bayern: ‚Das Vertrauen auf heiliges Königswort gewährt mir sichere Bürgschaft und Beruhigung gegen die Gefahren, welche unter anderer Voraussetzung Mitteilungen solcher Art unvermeidlich über mein Haupt zusammenhäufen würden.‘

Es ist somit klar, daß Feuerbach alle Veranlassung hatte, sich vor seinen zahlreichen ‚Neidern und Feinden‘ keine Blöße zu geben, und der Gedanke, daß der Briefwechsel mit Eberhardt eine ‚Verschanzung‘ war, ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen“ (S. 252 ff.).

Feuerbach übersendet Eberhardt mit seinem Brief vom 29. 12. 1832 ein Exemplar seiner Kaspar-Hauser-Schrift. Wenn es ihm „ebenso ernst war mit der Gutenberg’schen Deszendenz wie Anfang 1832 mit dem badischen Prinzentum“ (so Mittelstädt S. 87), dann hätte er nicht vergessen dürfen, in dieser seiner Schrift den Passus zu korrigieren, der auf seine Theorie von Hausers badischem Prinzentum hinweist, wo es heißt:

„Allein dem Arme der bürgerlichen Gerechtigkeit sind nicht alle Fernen noch alle Höhen und Tiefen erreichbar, und bezüglich mancher Orte, hinter welchen sie den Riesen eines solchen Verbrechens zu suchen Gründe hat, müßte sie, um bis zu ihm vorzudringen, über Josuas Schlachthörner oder wenigstens über Oberons Horn gebieten können, um die mit Flegeln bewehrten hochgewaltigen Kolosse, die vor goldenen Burgtoren Wache stehen und so hageldicht dreschen, daß zwischen Schlag und Schlag sich unzerknickt kein Lichtstrahl drängen mag — für einige Zeit in ohnmächtige Ruhe zu bannen.

Doch, was verübt die schwarze Mitternacht,

Wird endlich, wenn es tagt, ans Sonnenlicht gebracht“ (I. S. 118).

Wie wenig Mittelstädt mit der Kaspar-Hauser-Literatur vertraut ist, verrät er einmal mehr mit seiner Falschmeldung, die urkundlichen Beweise betr. der Eberhardt-Dokumente „liegen jetzt vor“ (S. 80). Nämlich schon von dem Antihäuserianer Merker waren 1834 diese Mittelstädt’schen Feuerbach-Briefe erstmalig veröffentlicht worden. Merker schreibt in seiner Zeitschrift

„Beiträge zur Erleichterung der praktischen Polizei“ No. 12 vom 20. 3. 1834: „Da ich die Erklärung abgegeben habe, daß die Gerüchte, als befänden sich in den Untersuchungsakten über Kaspar Hausers Herkunft schon Nachweise, unbegründet wären; so lasse ich hier 2 Schreiben des Herrn von Feuerbach folgen, die meine Äußerung hinlänglich erweisen werden. Es geht aber aus diesen Papieren insbesondere ganz unbestreitbar hervor, wie völlig unhaltbar die Sagen sind, daß Spuren von Hausers fürstlicher Abkunft vorhanden wären.“

Von Feuerbachs *Mémoire* weiß Merker natürlich nichts. Warum keine „Nachweise betr. Hausers fürstlicher Abkunft“ in den Akten vorliegen, hat Feuerbach am schon erwähnten Schluß des 7. Abschnitts seines Kaspar-Hauser-Büchleins deutlich genug ausgeführt.

Zu fragen ist aber hier: Wie kommt es, daß Julius Meyer, von dem Mittelstädt nach seiner Aussage in Anmerkung 1 S. 80 und nach Julius Meyers „2. umgearbeitete Auflage“ 1913, S. 235 die hier infrage kommenden Schriftstücke erhalten hat, seinem Gesinnungsgenossen nichts von der Merker'schen Erstveröffentlichung gesagt hat? Wenn man dann bei Meyer an der oben genannten Stelle liest:

„Auch Dr. Mittelstädt ist in seinem ganz vortrefflichen Buche ‚Kaspar Hauser und sein badisches Prinzentum‘ in der Polemik gegen von Feuerbach entschieden zu weit gegangen, wenn er ihm den Vorwurf der Zweideutigkeit und des mangelnden guten Glaubens gemacht hat. Die Wahrheit ist: von Feuerbach hat redlich gestrebt, der Sache auf den Grund zu kommen, aber er hat sich offenbar geirrt und er hat diesen Irrtum, als die Spur nach Gotha auftauchte, auch eingestanden, von welcher Sinnesänderung indes der Sohn Ludwig bei der Veröffentlichung des väterlichen *Mémoires* an die Königinwitwe Caroline von Bayern keine Kenntnis hatte. Wer den trefflichen Mann und seinen Lebensgang unbefangen würdigt, für den bedarf es nicht erst eines Beweises, daß er auch in dieser Angelegenheit, sich selbst treu bleibend, nur seiner Überzeugung folgend, himmelweit entfernt von unlauteren Beweggründen es für seine heilige Pflicht hielt, zur Enthüllung eines vermeintlichen entsetzlichen Verbrechens, soviel an ihm lag, mitzuwirken“ — dann denkt man unwillkürlich an die bekannte Geschichte von dem Mann im Hintergrund, der dem Vordermann die Steine reicht, die dieser dann wirft. Und wieso hat Feuerbach „diesen Irrtum ... eingestanden“? Und wieso hätte Ludwig Feuerbach¹⁵⁾ von der „Sinnesänderung“ seines Vaters — eine solche lag ja gar nicht vor — „Kenntnis“ haben sollen?

Nun kommt Mittelstädt auf Hickel zu sprechen:

„Wie aus dem Briefe Feuerbachs an den Hof- und Kabinettsprediger von Schmidt in München hervorgeht, war der Gendarmerieleutnant Hickel beauftragt worden, das *Mémoire* der Königin Caroline persönlich zu überreichen. Hickel, der Kurator Kaspar Hausers, und mehr als jeder andere vertraut mit allen über seine Herkunft angestellten Nachforschungen, hatte auch in Baden im Interesse Feuerbachs über den Tod der beiden Söhne Großherzog Karls Erkundigungen einziehen müssen. Er kannte den Inhalt des *Mémoires* und hatte in der ihm von der Königin Karoline gewährten Audienz Gelegenheit, dessen Vermutungen und Kombinationen ausführlich mit derselben zu erörtern. Die Eindrücke, Informationen und Überzeugungen, zu denen er in Baden und München hierbei gelangte, hat er in einem noch im Original vorhandenen Brief vom 31. März 1832 (Anlage II) niedergelegt.

Er hatte festgestellt und aus dem Munde der Königin bestätigt erhalten, daß der im Jahre 1812 geborene Erbprinz unter den Augen seines Vaters und seiner Großmutter, der Markgräfin Amalie, der Mutter der Königin Caroline verstorben, die Leiche auch später seziert worden sei. Ihm war es zweifellos, daß die badische Hypothese Feuerbachs sich als nichtig erwiesen habe. Zweifellos hatte er seinem Auftraggeber in Ansbach über die Ergebnisse seiner Münchener Mission genauen Bericht erstattet, und Feuerbach, der für Hickel, seinen Scharfsinn, seinen Eifer, seine Pflichttreue immer nur die höchste Anerkennung besaß, muß schon damals das Verfehlte seiner Verdächtigungen gegen Baden erkannt haben. Sonst bliebe das folgende vollends unerklärlich“ (S. 80 ff.).

Von diesem ganzen Abschnitt der Mittelstädt'schen Ausführungen ist nur der erste Satz richtig!

Falsch ist, daß der historische Hickel ¹⁶⁾ „mehr als jeder andere mit allen Nachforschungen über Hausers ‚Herkunft‘“ vertraut war. Er tritt erst nach dem Nürnberger Attentat (Ende 1829) in Erscheinung und ist zeitweilig dem Nürnberger Kreis- und Stadtgericht für gelegentliche Recherchen zugeteilt. Nach Hausers Übersiedlung nach Ansbach wird er als „Kurator“ des Findlings erwähnt und auf Kosten Stanhopes zu ergebnislosen Nachforschungen verwandt.

Falsch ist, daß der historische Hickel „die Eindrücke . . . in einem noch im Original vorhandenen Brief niedergelegt“ hat.

Merkwürdig, daß Mittelstädt, von Meyer nicht zu reden, gar nicht der Widersinn eines solchen Psuedohickel-Briefes aufgegangen ist! Man bedenke, Februar 1832 wird der „Hof- und Kabinettsprediger Schmidt“, der Vertrauensmann der Königin Caroline, von Feuerbach benachrichtigt, daß Hickel der Königin unter strengster Diskretion (im „Vertrauen auf heiliges Königswort“) „alles dasjenige“ vorlegen wird, „was zu vernehmen nicht ohne Interesse sein dürfte“ und unterm 31. März 1832 soll derselbe Hickel, aus München nach Ansbach zurück, einen solch geistlosen Brief solch indiskreten Inhalts, wie Mittelstädt's Anlage II, in die Welt geschickt haben, an wen, wird nicht gesagt ¹⁷⁾.

Schließlich sei noch der Schluß der Mittelstädt'schen Expektoration über Feuerbach zitiert:

„Für jeden gewissenhaften Mann, dem noch ein Schatten von Respekt für Feuerbach's Charakter geblieben ist, wird es nach der objektiven Evidenz amtlicher Urkunden, wie nach der subjektiven Evidenz der Schreibweise, keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß es Feuerbach im Dezember 1832 ebenso ernst war mit der Gutenberg'schen Deszendenz wie im Februar 1832 mit dem badischen Prinzentum. Wer ihn entschuldigen will, sagt vielleicht, er konnte das eine wie das andere Mal im Irrtum gewesen sein, und damit sollte man das Gras über seinem Grabe weiter wachsen lassen. Wer aber nach dem Vorbilde eines Kolb, um den Meister und sein Mémoire zu retten, die ganze Korrespondenz mit Eberhardt, den amtlichen Auftrag an Hickel, die Dienstreise Hickels mit Hauser nach Gotha, und was sonst dazugehört, für eine Komödie ausgibt, von Feuerbach'scher Ironie und Feuerbach'schem Sarkasmus zusammengebaut, um? — um Eberhardt über das Geheimnis des badischen Prinzentums zu täuschen — der verdiente, daß man ihn mit seinen dummdreisten heuchlerischen Ansprüchen, Feuerbach gegen den Ver-

dacht der Falschheit und Zweideutigkeit zu verteidigen, als einen der albernen und boshaftesten Kalumnianten des großen Kriminalisten an den Pranger stellte. Denn was dieser Aberwitz vermeintlicher Entschuldigung an Zweideutigkeit und Falschheit über dem Haupte des Toten aufzuhäufen unternimmt, übersteigt bei weitem alles, was die erbittertesten Gegner Feuerbachs gegen die Redlichkeit seiner Gesinnungen je auch nur anzudeuten gewagt haben“ (S. 86 f.).

Als „Abgesang“ gewissermaßen möchte ich der ganzen Mittelstädt'schen Kalumnation, um einen Mittelstädt'schen Ausdruck zu gebrauchen, des großen Kriminalisten einen Brief der Schwiegertochter Feuerbachs, Henriette, geborene Heydenreich, bekannt als Stiefmutter des Malers Anselm Feuerbach, gegenüberstellen.

In einem Aufsatz „von Thomas Stettner — Ansbach: Ungedruckte Briefe Henriette Feuerbachs“ wurde dieser an Julius Meyer gerichtete Brief im „Fränkischen Kurier“ vom Sonntag, dem 4. September 1827 abgedruckt: „Gehrter Herr!

Sie haben die Zeitungsreferate über meinen Schwiegervater neu aufgenommen und, wenn ich recht verstehe, teils durch entlastende Tatsachen, teils durch beschuldigende Auffassung die streitenden Ansichten zu vermitteln gesucht. Die ganze Sachlage ist, ihrer Natur nach, eine dunkle, rätselvoll. Ich erlaube mir, zunächst in einem Privatbriefe, einige Punkte über die letzte Episode in Feuerbachs Leben festzustellen. Vielleicht dient eine rechtzeitige Klärung zur Verhütung künftigen Unheils.

Mein Schwiegervater war zur Zeit von Kaspar Hausers Erscheinen in Nürnberg als Vorstand des Gerichtshofes für den Rezatkreis wahrscheinlich verpflichtet, die betreffende Untersuchung zu leiten. Seine Nachforschungen führten ihn im Laufe der Zeit auf gewisse Vorgänge in einem benachbarten Fürstenhause, ohne daß es ihm gelungen wäre, genügende Beweismittel für ein juristisches Verfahren nach jener Seite hin aufzufinden. Er schwieg deshalb über das Ergebnis der Untersuchung bis zum Tode und legte seine Ansicht, seine moralische Überzeugung, wie er in verstärktem Sinne sich ausdrückte, nur in einem Schreiben an die Verwandte der erwähnten Fürstenfamilie, die Königin Caroline von Bayern, nieder. Wie der Wortlaut bezeugt: im tiefsten Vertrauen und als Vermächtnis.

Daß Feuerbach zu gleicher Zeit keine andere Spur vernachlässigte, sondern gewissenhaft jedem auftauchenden Gerücht Rechnung trug, haben Sie selbst durch Ihre letzte aktenmäßige Veröffentlichung bewiesen. Es bleibt die Frage übrig: Wie hätte ein pflichtgetreuer Beamter sich in solcher Lage anders und besser benehmen sollen? Neunzehn Jahre nach seinem Tode ward das genannte Schreiben in dem von Ludwig Feuerbach herausgegebenen Leben und Briefen seines Vaters veröffentlicht und wieder 23 Jahre nach dieser Veröffentlichung beschuldigt ein Hamburger Staatsanwalt, Herr Mittelstädt, den nahezu vor einem halben Jahrhundert verstorbenen Mann einer Reihe von Verbrechen, die jeden richterlichen Beamten ins Zuchthaus führen würden. Ob Feuerbach in seiner Voraussetzung irrte oder ob er nicht irrte, in beiden Fällen muß dem unbefangenen Beurteiler ein solcher Vorgang unerhört, unbegreiflich, wider Sinn und Pflicht, Vernunft und Gewissen erscheinen; und — entschuldigen Sie, geehrter Herr — unerklärlich kommt mir auch vor, daß Sie es als eine Beleidigung für den Kaiser und seinen Schwie-

gersohn erachten, wenn an dem 100jährigen Geburtstag des geschmähten Toten Männer der Wissenschaft, Fachgenossen, sein Andenken und seine Verdienste der Mitwelt erneuert haben. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie in Ihrem Eifer zu weit gegangen sind; jedenfalls weiter, als es der Kaiser und der Großherzog von Baden selbst getan haben würden, in deren Gesinnung eine so kleinliche Auffassung nicht Raum findet.

Ich bitte Sie, diese Zeilen nicht als Kränkung aufzunehmen, sondern vielmehr als Beweis, daß ich mir den Rest von Vertrauen auf Ihre Wahrheitsliebe und Ehrenhaftigkeit erhalten habe, welchen ich Herrn Mittelstädt gegenüber längst verloren.

Das Recht zu einem ernsten Wort in dieser Sache gibt mir mein verwandtschaftliches Verhältnis; zudem bin ich eine der wenigen noch vorhandenen Personen, welche die traurige Katastrophe in nächster Nähe miterlebt haben. Auch Ihren Vater kannte ich und sah ihn an Hausers Begräbnisabend in unserem Hause, was ich nicht vergesse.

Möchte das unliebsame Schauspiel, daß deutsche Männer in Amt und Würden sich abmühen, um den Ruhmeskranz zu zerstören, den die Natur einem großen Deutschen auf das Grab gelegt hat, bald sein Ende erreichen. Es würde sich die Mühe des Daseins nicht lohnen, wenn das Andenken eines pflichterfüllten, willensstarken, taten- und opferreichen Menschenlebens auf eine so leichtsinnige, böswillige und unverständige Weise ungestraft vernichtet werden könnte.

Was mich betrifft, mein Herr, ich wünsche den Frieden ehrlich, redlich, von Herzen. Soll es aber Krieg sein, so haben wir ihn nicht zu fürchten.

Hochachtungsvoll
Henriette Feuerbach geb. Heidenreich¹⁸⁾

Heidelberg, 11. Jan. 1876

ANMERKUNGEN:

- 1) Das „nirgends“ und „abgesehen von“ reimt sich nicht gerade gut aufeinander. Der „erste aktenmäßige Beleg“, von dem Mittelstädt hier spricht, die Sache von Hacke, ist ausführlich behandelt in meiner Arbeit VII S. 284 ff. — Die „Stelle, wo er (Feuerbach) alle ihm bekannten Verdachtsgründe gegen Baden zusammentrug“, was aber an dieser Stelle gar nicht der Fall ist (II S. 332 in Ludwig Feuerbachs Sammlung), könnte sogar als Beweis für die Richtigkeit der von Tucher'schen Angabe herangezogen werden!
Die Ausführungen Julius Meyers über den Magistratsaktenband, der „wahrscheinlich bei dem Hin- und Hersenden von Behörde zu Behörde zu Verlust gegangen oder verschoben worden“, sind eine Meyer'sche Fälschung, wie ich in meiner Kaspar-Hauser-Arbeit IV S. 26 f. bewiesen habe. Es zeigen nämlich die bei dem Hin- und Hersenden angefallenen Aktenverzeichnisse, daß der fragliche Magistratsaktenband alle Hin- und Hersendungen gut überstanden hat! Weil Julius Meyer bei seinen Aktenstudien dies nicht übersehen konnte, darf man wohl von einer Meyer'schen Fälschung sprechen.
- 2) Hierauf kann hier nicht wieder eingegangen werden. Siehe meine Arbeit VIII.
- 3) Betr. Hennenhofer vgl. weiter meine Ausführungen in VII, S. 257 ff. bis 263, 293 f.
- 4) Die Stelle bei Daumer S. 362 lautet: „Bis zum Jahre 1859, wo meine ‚Enthüllungen‘ herauskamen, hielt ich mich ganz nur an die Anzeichen, welche mir durch das höchst auffallende Benehmen Stanhopes, wie ich es dort bereits geschildert, geliefert worden waren, wobei ich mich auch wohl nicht völlig getäuscht habe; das übrige versuchte ich zu umgehen. Nachdem ich aber veranlaßt worden, mich in die Sache aufs neue zu vertiefen, und manches hinzugekommen, was ich früher nicht gewußt . . ., schien es mir angezeigt, jetzt auch diese korrigierte und vervollständigte Ansicht zum Ausspruch zu bringen“ . . .

- Natürlich hätte Daumer 1873 besser gesagt: Ich habe mich 1859 mit meiner Ansicht über Hausers Herkunft geirrt, jetzt weiß ich es richtiger aus den und den Gründen! — Auf jeden Fall ist aber Mittelstädts Formulierung, Daumers „Werk“ sei „verworfen und verwaschen“ „in der Fülle seiner unglaublichen Gedankenlosigkeit“ durchaus abzuweisen.
- 5) Die in diesem Bericht genannte Denunziation des Dompredigers Müller ist eine der zahlreichen Anzeigen über die Herkunft des Findlings, die, wie alle übrigen, trotz intensivster Bemühungen der Behörden zu keinem Erfolg führten. — Der Leutnant von Pirsch hat sein Zusammentreffen mit Hauser auch in einem Aufsatz in Hitzigs „Annalen“ besprochen (siehe meine Arbeit VI S. 124 ff.). — Abdruck der Verhöre von Pirsch, Schnerr, Biberbach, von Tucher in meiner Arbeit VII S. 79 ff.
 - 6) Kaspar Hauser, Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen. Ansbach bei J. M. Dollfuß 1832, Wiederabdruck in meiner Arbeit I S. 29 ff.
Wiederabdruck des Mémoires an die Königin Caroline VII S. 237 ff. und im folgenden.
 - 7) Hier einige Daten aus dem Stammbaum der Familie Feuerbach:
Paul Johann Anselm Ritter von Feuerbach 1775 — 1833
1. Sohn: Ernst Wilhelm (1796 — 1798)
2. Sohn: Joseph Anselm (1798 — 1851)
der Archäologe, zum zweitenmal verheiratet mit Henriette geb. Heydenreich
3. Sohn: Karl Wilhelm (1800 — 1834)
der Mathematiker. Finder des „Feuerbach'schen Kreises“, ein Prachtstück des Geometrieunterrichts noch zu Anfang dieses Jahrhunderts, starb geisteskrank in Erlangen
4. Sohn: August Eduard (1803 — 1845)
Jurist
5. Sohn: Ludwig Andreas (1804 — 1872)
der bekannte Philosoph
6. Sohn: Friedrich Heinrich (1806 — 1880)
Philologe
Weiter 3 Töchter und 2 uneheliche Söhne, Anselm und Eduard Brunner.
Der Maler Anselm, Enkel des Präsidenten, Sohn des Archäologen Anselm wurde erzogen von Henriette Feuerbach, seiner Stiefmutter.
Ein Urenkel Eduards, des Juristen, Anselm Peter Feuerbach, lebt heute mit Frau und Kindern in 8858 Neuburg/Donau als Oberwirtschaftsrat.
 - 8) Vgl. hierzu VI S. 23 — 36: Die Bindersche Bekanntmachung und 3 Beilagen; S. 37 — 50: Die aktenmäßigen Unterlagen der Binderschen Bekanntmachung; S. 69 — 78: Die Stellungnahme der Oberbehörden zur Binderschen Bekanntmachung.
 - 9) Vgl. „Urteile über Kaspar Hausers Selbstbiographie von Feuerbach, von Tucher, Schmidt von Lübeck und Mittermaier“ (VI 115 ff.).
 - 10) Dieses Gutachten Albert — Koppen, beruhend vor allem auf der von den beiden am 19. 12. vorgenommenen Leichenbeschau und Sektion, ist datiert: 31. 12. 55. Dr. Albert war Hausarzt des Kaspar Hauser. Dr. Horlacher, der neben der „unterfertigten Gerichtskommission“ „zu diesem Termine“ „zur Beiwohnung“ eingeladen war, brauchte für die Abfassung seines Gutachtens fast ein Vierteljahr.
 - 11) Hier haben wir einen Beweis mehr, daß die pseudohickel'schen Briefe, die Julius Meyer als nachgelassene echte Hickel-Briefe ein Jahrzehnt nach dem Tode des historischen Hickel 1872 und 1881 herausgebracht hat, eine „ebenso grobe wie dreiste Fälschung“ (VI S. 320) sind. Wie hätte der „historische Hickel“ „von neuem eine Untersuchungsreise antreten“ können, die 2. ungarische Reise nämlich, auf Kosten des Grafen Stanhope, wenn er von Hausers „Betrügerium“ überzeugt gewesen wäre, wie das von dem Autor der pseudohickel'schen Julius-Meyer-Briefe (wieder abgedruckt III S. 26 ff.) über die ergebnislose vorherige 1. Ungarnreise vorgetäuscht wird.
 - 12) Auch hier verrät Mittelstädt, wie sooft, seine Unfähigkeit, die Feinheiten der Feuerbach'schen Diktion zu begreifen. Das liegt aber nicht an Feuerbach!
 - 13) Hierzu befindet sich S. 82 eine Anmerkung von Mittelstädt: „Von der in diesem Schreiben erwähnten nach Hildburghausen gerichteten Inquisition ist in den Ansbacher Akten, sogar in den Präsidialakten, nichts erwähnt.“
Hieraus ersieht man einmal mehr die Aktenunkenntnis Mittelstädts: In den Nürnberger Akten, geschlossen Herbst 1831, konnte nichts darüber stehen. Wohl aber in den Ansbacher Akten 2120, 1347 ff., wo ergebnislose Recherchen.
 - 14) Diese durch ausgedehnte Recherchen widerlegte Theorie von Hausers Abstammung sollte in der Hauserliteratur nicht mehr verschwinden. Lewin Schücking gräbt sie als neueste „Enttöhlung“ 1848 in seiner „Römerfahrt“ aus (vorher schon im Cotta'schen „Morgenblatt“). Noch im Jahre 1927 wurde diese Theorie von einem Nachkommen des Polizeirats Eberhardt neu propagiert.
 - 15) Daß Ludwig Feuerbach das Mémoire seines Vaters keineswegs leichtsinniger- und indiskreterweise veröffentlicht hat, zeigen meine Ausführungen VII S. 243.
 - 16) Im 2. Abschnitt meiner Arbeit III, S. 18 — 37, betitelt „Der Gendarmerieoffizier Hickel und sein sogenanntes hinterlassenes Manuskript“ habe ich durch Vergleich der von dem historischen Hickel stammenden Aktenprodukte mit den von Julius Meyer herausgegebenen von mir so genannten pseudohickel'schen Briefe folgendes festgestellt:
„Aus diesem Überblick über die Handlungen und Äußerungen des historischen Hickel geht

nun eine Tatsache mit völlig eindeutiger Klarheit hervor: Hickel ist im ganzen Verlauf seiner dienstlichen Tätigkeit im Falle Hauser nie der Ansicht gewesen, daß der Findling ein Betrüger sei.

... Noch eine zweite Tatsache sei festgestellt: Hickel ist auch im weiteren Verlauf der Untersuchung, die zunächst bis Oktober 1834 ergebnislos fortgesetzt und in der Folgezeit verschiedentlich ebenso ergebnislos wieder aufgenommen wurde, niemals aufgetreten, um seine in den Akten niedergelegten Ansichten zu korrigieren. Eine solche Korrektur vorzunehmen, an der nämlichen Stelle, wo er seine eidlichen Aussagen gemacht hatte, wäre seine amtliche Pflicht gewesen, wenn er Gründe zu irgendeinem Meinungswechsel gehabt hätte. Aber Gründe dazu sind eben auch in der Folgezeit keineswegs ersichtlich.

Im überraschendsten Gegensatz zu den im vorherigen aus den Akten ausgezogenen Taten und Meinungen dieses „historischen“ Hickel steht nun aber der Inhalt der unter Hickels Namen figurierenden Briefsammlung“ (S. 23 f.).

Julius Meyers Behauptung (Authentische Mitteilungen 1872, S. 504 ff.), „daß seine (Pseudohickels) Erzählung überall mit den aktenmäßigen Feststellungen übereinstimmt“ ist eine klar zutage liegende Fälschung.

- 17) Der von Mittelstädt als „Anlage II“ mitgeteilte Brief ist No. 31 aus Meyers pseudohickel'scher Sammlung.

In diesem pseudohickel'schen Brief steht der Satz: „Wie läßt sich ein Austausch von Kindern denken, die unter den Augen ängstlich wachender Eltern und Verwandten erkrankten und unter den Augen ihrer Großmutter und der Tante Amalie starben?“ „Denken“ läßt sich viel und gedacht wurde allerhand! Die Mutter und die Tante Amalie sind, als bei der Sterbeszene anwesend, im pseudohickel'schen Brief hinzuerfunden, was Mittelstädt doch hätte schon stutzig machen müssen!

- 18) Auf Mittelstädts letzten Abschnitt „V“ (S. 88 — 124) sei hier nicht weiter eingegangen, da dieser Teil mit Feuerbach nichts zu tun hat. In ihm bespricht Mittelstädt die drei Urkunden über Nottaufe, Leichenöffnung und Beisetzung der Leiche des für den badischen Kronprinzen, geb. 28. September, gest. 16. Oktober 1812, geltenden Säuglings. In meiner K.-H.-Arbeit VII, Kap. 11, S. 235 bis 297, habe ich mich mit diesem Kapitel der Mittelstädt'schen Ausführungen ausgiebig befaßt.

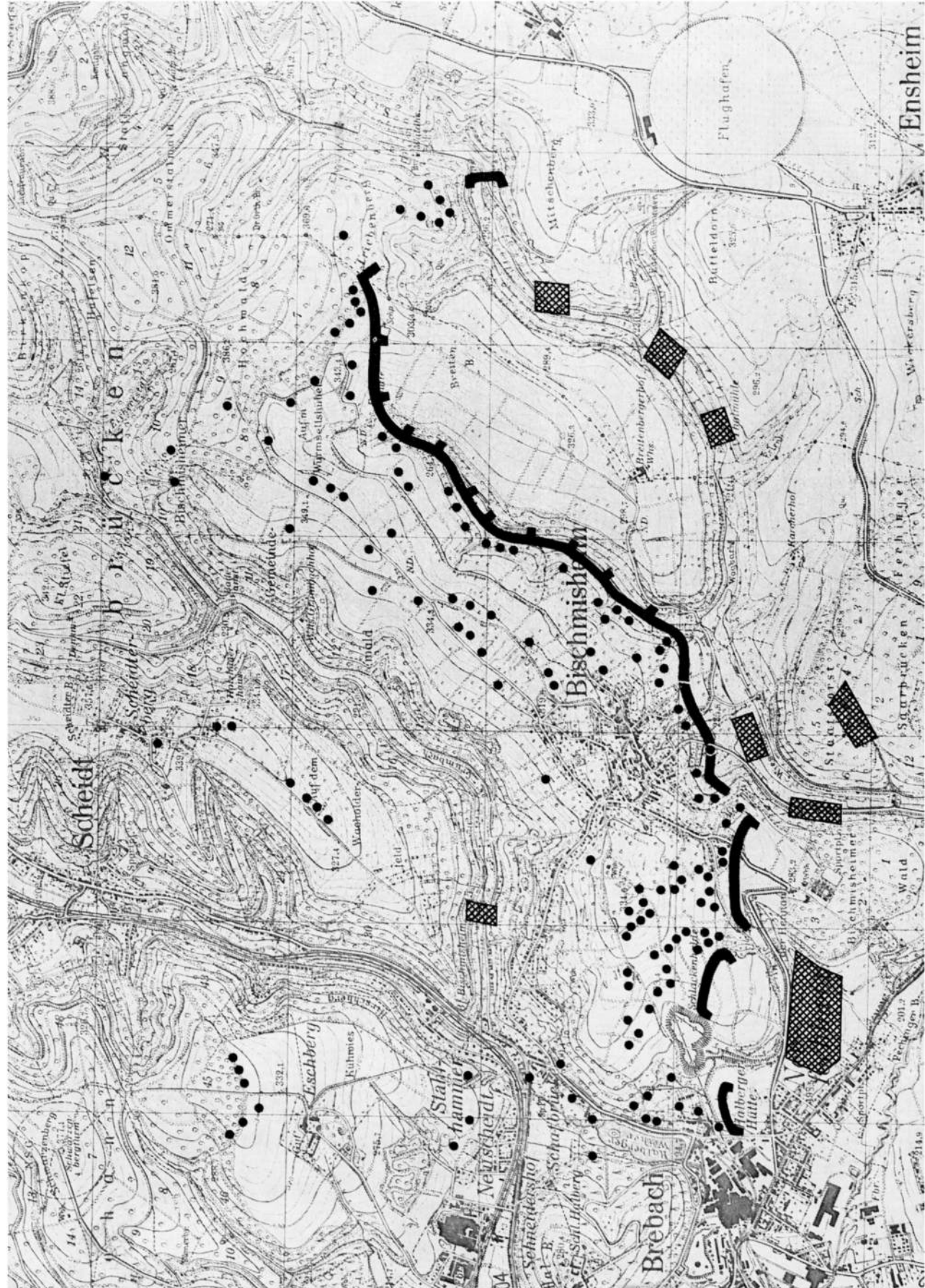


Abb. 1 Befestigungsanlagen im Raum Bismisheim im 2. Weltkrieg

- Bunker
- Höckerlinie
- Minenfelder



Abb. 2 Die Langweiler Mühle im Wieschbachtal

Foto: P. Wolff



Abb. 5 Die 1964/65 abgerissene Grumbacher Mühle

Foto: P. Wolff





Abb. 5 und 6 Alt-Saarbrücken, zwischen Suppengasse und Trillerweg, einige Tage nach dem Fliegerangriff vom 29. 7. 1942

Umseitig: Zuschauerraum des Stadttheaters Saarbrücken nach dem Fliegerangriff vom 29. 7. 1942

Abb. 7 St. Johann, Ecke Dudweilerstraße—Richard-Wagner-Straße nach dem Fliegerangriff vom 29. 7. 1942





Abb. 8 Ev. Kirche Burbach nach dem Fliegerangriff vom 29. 7. 1942 Fotos: Stadt Saarbrücken



